14 Jg. Nr. 4

'Elsaß-Land'

Lothringer Heimat

137

1934

Monatsschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland ◇ Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Edition „ALSATIA" S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang..30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte ..3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestell ngen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag *„Elsassland - Lothringer Heimat"* in Guebwiller. — Postscheckkont Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

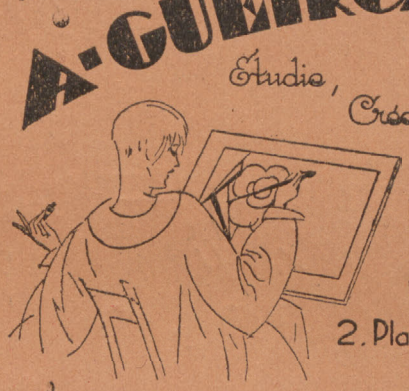
Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Tél: 882

A. GUEIROARD

Etudie, Crée, Réalise



Dessins & Clichés

2, Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten **Confiserie DARSTEIN** eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die **Firma DARSTEIN** ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und **sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.**

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

Sennrüti

Kuranstalt für das physikalisch-diätetische Heilverfahren

Degersheim

Kt. St. Gallen - Schweiz

900 m überm Meer

ein

Gesundbrunnen

für Müde und Ueberarbeitete, für Nervöse und alle sonstigen Kranken, die trotz Anwendung bewährter Heilverfahren im Tiefland kein befriedigendes Resultat erzielten.

Man verlange ausführl. Prospektus.

Westermanns Monatshefte.

Es ist wieder Frühling; über die Frühlingsbräuche, die sich bis heute im Volk erhalten haben, ist der Aufsatz von Rotraut Kutscher «Frühling allerorten» in der Aprilnummer von Westermanns Monatsheften ein guter Führer. Man erfährt, wie der Frühlingsanfang im Hannoverschen begrüsst wird, dass es in Ostpreussen zu Ostern eine Wasserschlacht gibt, dass in Bayern der neue «Maibaum» mit Tanz und Gesang gefeiert wird u. w. Weitere Beiträge in genanntem Heft sind die Erstveröffentlichung der Novelle von Hans Henning Freiherrn Grote «Der Verräter», und der Aufsatz der Sachbearbeiterin für Frauenfragen im Reichsministerium des Inneren Paula Siber, «Die Arbeitsaufgabe der Frau im neuen Staat». Die grosse volkserzieherische Aufgabe, die das Landjahr zu erfüllen hat, erörtert der mit der Organisation des Landjahres beauftragte Referent im Preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Franz Clemens Schiffer in seinem Artikel «Das Landjahr in Preussen». Die Schönheit von Riemenschneiders Creglinger Muttergottesaltar beschreibt und veranschaulicht Wolfgang Müller-Clemm. Von dem kürzlich in Berlin stattgefundenen internationalen Reitturnier handelt ein Beitrag von Richard Wolff. Die Novelle von Paul Steinmüller «Herzwunde» und der Aufsatz von Dr. Bernhard Kutsche «Ottmachau, die Staubeckenstadt» beschliessen das schöne und vielseitige Heft. Es ist dem Verlag Georg Westermann in Braunschweig sehr anzurechnen, dass er bereit ist, Interessenten auf Wunsch kostenlos eine Probenummer zu senden, damit sie sich von dem schönen Inhalt dieser Zeitschrift überzeugen können. Ausserordentlich gut gelungene meist farbige Bildwiedergaben und der Aufsatz von Richard Braungart über den Maler Erich Erler sorgen dafür, dass nicht nur der Schriftsteller, sondern auch der Künstler Aufmerksamkeit findet.

STADTBUCHEREI ELBING

Photo Jean Pfleger

Henri Bacher

Elsaß-Land
Lothringer Heimat

14. Jahrg. APRIL 1934 4. Heft

In des Künstlers Werkstatt

Erinnerung an einen Besuch bei Henri Bacher

Die dunkeln Tannen ragen, Wächtern gleich,
Aus Park und Garten, fern der lauten Strasse.
Hier schuf der Meister sich sein stilles Reich :
Gottsucher, weltentrückt, am Rande der Oase.

Wir steigen leis den kühlen Flur hinan.
Da ist die Künstlerwerkstatt, gross und licht,
Da kommt er selbst, der liebe, treue Mann,
Und neigt uns zu sein gütig Angesicht.

Nun muss der fleiss'ge Stift ein Weilchen ruhen.
Wir aber stehen staunend, übermannt :
Mit Schätzen angefüllt sind Schrank und Truhen,
Und Bild an Bild bedeckt die hohe Wand.

Den Kachelofen schmücken Krüge, Vasen.
Hausrat auf Borden, Simsen und Regal.
Auf jener buntbemalten Truhe sassen
Die Ahnen einst und freuten sich einmal.

Dort ist die Standuhr mit dem hohen Kasten.
Ein Sprüchlein steht gemalt : Die Stund bringt's End.
Und manchmal, wenn die fleiss'gen Hände rasten,
Erbaulich klingt ein Tasteninstrument. —

Mein Töchterlein geht still von Blatt zu Blatt
Und bleibt mit leuchtendem Gesichtchen stehn
Und schaut und schaut und sieht sich gar nicht satt
Und ruft: «So Schönes hab' ich nie gesehn!»

Im Schattendunkel der gewalt'gen Eiche
Sinnt Arbogastus, ganz mit Gott allein.
Verzückt, ein Mönch schaut überird'sche Reiche,
Zu Häupten singt ein kleines Vögelein.

So hast auch du am Thron der Schmerzensreichen
In brünstigen Gebeten Gott gesehn.
Só musstest du dem Gottesmanne gleichen
Und für dein Werk des Himmels Huld erflehn. —

Auf jener Brücke rollt ein Hochzeitswagen,
Vollauf bepackt bis unter Dach und Zelt :
Der sollt' zwei frohe Menschenkinder tragen
Zur «Fahrt ins Leben» durch die schöne Welt.

Von weitem grüsst sie ernst die Kathedrale,
Sie reichen sich am Traualtar die Hände.
Kaum setzen sie den Fuss aus dem Portale,
Ist bei den Kreuzen schon die Fahrt zu Ende. — —

Es ist, als ob ein schicksalschweres Ahnen
Dir dieses Gleichnis in den Griffel zwang.
Dich riss der grimme Tod aus deinen Bahnen,
Die «Fahrt ins Leben» war dein Schwanensang.

Die dunkeln Tannen in dem stillen Garten
Sind jetzt so traurig und sie seufzen schwer.
Die Vöglein schweigen. Tag um Tag sie warten. —
Doch ach, der liebe Freund, kehrt nimmermehr.

Georges Dub

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Photo Jap

Atelier H. Bacher

Die Hauskapelle

Photo Jap

Atelier H. Bacher

Frau H. Bacher am Harmonium

Photo Jap

Atelier H. Bacher, linke Wand

Henri Bacher: In Memoriam

Dem treuen Freund und Mitarbeiter

Zwei Monde sind bereits ins Land gezogen, seit Henri Bacher seine schönheitstrunkenen Augen für immer geschlossen hat. Als die Trauerkunde von seinem unerwarteten Abscheiden auf den Aetherwellen des Rundfunks um den Erdball flog, weckte sie weit über die Landesgrenzen hinaus einen schmerzlichen Widerhall. Die hohe Wertschätzung, deren sich der liebe Mensch und grosse Künstler erfreute, zeigte sich in dem schier endlosen Trauerzuge, der seine sterbliche Hülle auf seinem letzten Gang zum Friedhof vor dem Kronenburger Tor in Strassburg begleitete. Nachhaltiger kam sie zum Ausdruck in den langen, warmherzigen Nachrufen, welche die Tagesblätter ohne Unterschied der Weltanschauung dem viel zu früh Dahingeschiedenen widmeten. Ausnahmslos betonten sie das reine Wollen und starke Können dieses volkstümlichsten unserer heimischen Künstler. Alle waren sie sich einig in dem Gefühl : sie haben einen guten Mann begraben. Doch uns war er mehr ! Das Elsassland und sein Leserkreis verliert in Henri Bacher einen treuen Freund und Mitarbeiter, dessen Werdegang mit dem Aufschwung der Zeitschrift auf das innigste verbunden ist. Wir alle beweinen den guten Kameraden, der zu unsern Füssen liegt, als wär's ein Stück von uns. Nur zitternd gehorcht die Feder der heiligen Freundespflicht, dem teuern Verstorbenen einige Zeilen dankbaren Gedenkens zu widmen.

Das Grab hat sich über Henri Bacher geschlossen. Das Leben geht kalt und fühllos seinen Gang weiter und macht unerbittlich seine Rechte geltend. Es gibt uns keine Antwort auf die bange Frage : Warum, warum denn hat der liebens- und lebenswürdige Künstler so früh ins Grab sinken müssen ? Warum hat er seine junge Frau, seine alte Mutter, die immer grösser werdende Gemeine der Freunde und Verehrer seiner Kunst so plötzlich verlassen müssen ? Wir fassen es nicht. Lassen wir das fruchtlose Grübeln mit stiller Bescheidung in Gottes unerforschlichen Ratschluss. Doch können wir uns nur schwer an den Gedanken gewöhnen, dass wir den stillen, treuen Freund mit dem stets heitern Lächeln auf den jungmädchenhaften Zügen nie mehr in unserm Kreise begrüssen dürfen. Mit weher Schwermut erinnern wir uns, welch lieber Mensch der Verblichene war, wie köstlich sein Umgang, wie herrlich sein Schaffen. Und nun ist es damit vorbei auf immer. Auf immer — — —

Er verging wie das zarte Blatt der Blume vor der feurigen Sonne. «Die Stund bringts End», war sein Wahlspruch, den er auf seine alte lothringische Kastenuhr aufgemalt hatte. Darüber mahnte ein Totenschädel aus dem Lupsteiner Beinhäuschen an die Fortsetzung des Spruches in dem Züricher «New Gsangbüchle» von 1540 : «Behend volgt bald der tod mit not, fällt hin wie laub, zergeht wie staub». In der Aschermittwochnacht ist Henri Bacher nach mehrfacher schwe-

Photo Jap Atelier H. Bacher

Die Bibliothek

rer Operation sanft entschlafen, nachdem er sich gegen die Amputation seines rechten Beines gewehrt hatte. Seine letzten Worte waren : «Schwester, mein Skizzenbuch !» Die Stunde brachte ihm das Ende und auch das höchste Glück. Was er hienieden als Schönheit empfunden, das ist ihm in der Ewigkeit als Wahrheit entgegengetreten.

Passte der Gottsucher in unsere irre Welt ? Ist er nicht einige Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen ? Immer erschien er mir als ein Nachfahr der mittelalterlichen Mönche, deren Miniaturen auf goldenen Gründen prangen : fromm und fleissig, schweigsam und gelehrt, kunstreich und in alten Geschichten bewandert. Immer wird er in meiner Erinnerung weiterleben als der verzückte Mönch auf seinem markigen Holzschnitte, der mir der liebste ist von allen : «Bruder Simon von Walburg». Ein hagerer Klosterbruder richtet seine grossen Augen wie trunken gen Himmel und lauscht weltvergessen der süssen Weise eines vorausfliegenden Vögleins. In seelischer Ergriffenheit zittern die Hände, und kaum berühren seine Sohlen den irdischen Boden. So einer war auch er. Oder ich sehe ihn in der fadenscheinigen Kutte des Poverello am Ufer des Hanauerweihers knien und als Spielmann Gottes auf einem Aestlein geigen, das ihm Bruder Baum geliehen hat. Dann glaube ich ihn wieder in dem Einsiedler zu erkennen, der sich unter die dicke Eiche im Heiligen Forste zurückgezogen hat und mit den Häslein und Eichhörnchen stumme Zwiesprach hält.

Oder ist es nur der Widerschein seiner treuen, braunen Augen auf dem warmen Goldton seiner Holzschnitte, der mir diese Gesichte vorgaukelt? Eins ist sicher : ein grosser Künstler ist mit ihm dahingegangen, einer der letzten Romantiker in unserm nüchternen Maschinenzeitalter, ein Mystiker, in dem das verzehrende Feuer einer tiefinnerlichen Frömmigkeit glühte. Es ist kein Zufall, dass in seinen Fieberträumen die Gestalt Taulers an sein Krankenlager trat, so klar, so deutlich, dass er auf dem Todesbette noch seine durchgeistigten Züge im Bilde festhalten wollte. Der Tod hat ihn daran gehindert und eine glänzende künstlerische Zukunft erbarmungslos vernichtet.

Allerdings war Bacher kein Revolutionär auf dem Gebiete der Kunst und hat ihr keine neuen Wege gewiesen. Das wollte der einfache Mensch mit dem grundehrlichen Charakter voller Pflichttreue und Herzensgüte auch gar nicht sein. Alle Scheingenialität war ihm verhasst. Still und bescheiden wie sein Leben war sein Kunstideal. Nie geizte er nach dem lauten Beifall der Menge und nach äusseren Erfolgen. Doch war er stolz auf sein Können und freute sich der ehrlichen Anerkennung seiner Arbeit. Wonach er strebte mit aller Energie seines Willens, das war liebevolles Verständnis seines Wollens und Schaffens. Er wollte geliebt werden als Mensch wie als Künstler. Und dieses Ziel hat er erreicht : weil er Liebe säte, hat er auch Liebe geerntet, die das Grab überdauert. Der himmlische Vater aber in seiner grenzenlosen Güte mag dem «frommen Maler», der rein und engelgleich einging in sein selig Reich, die Krone des ewigen Lebens reichen. Er wird mehr als glücklich sein, wenn er ihm verstattet, unter den wohlwollenden Augen St. Peters ganz still in einer Ecke des Himmels zu sitzen und mit seinem kurzen Bleistifte die kleinen Engelein zu zeichnen und den Mantel der Gottesmutter in schöne Falten zu legen und den Glorienschein der Heiligen neu zu vergolden.

Das war schon auf Erden seine Lieblingsbeschäftigung. Sein Leben ging im Dienste der Kirche auf, der Una Sancta Ecclesia, wie der tiefgläubige Protestant sie auffasste. Daher ist sein Verlust für die christliche Kunst unersetzlich. Auf dem Gebiete der religiösen Malerei lag seine Stärke. Da setzte er seine Kräfte an das Höchste. Der zweijährige Aufenthalt in der ewigen Stadt hat ihm die Forderungen dieser Kunstgattung

gezeigt. Die zwei grossen Fresken in der evangelischen Kirche zu Beblenheim (Geburt und Auferstehung) waren vielversprechende Anfänge und zeigen, dass er nicht nur ein Kleinmeister der Kunst war. Allbekannt und weitverbreitet sind seine Madonnen-Holzschnitte : Maria im Rosenhag, die Madonna vom Isenheimer Altar, die Mater Dolorosa von Burnkirch und Virga serva urbem tuam. In der Mutter mit dem Kinde erkannte der Künstler die Blume alles menschlich Schönen auf Erden. Es ist mehr als bezeichnend für sein Schaffen, dass er selten Frauenakte gezeichnet hat. Den Wahrheitssucher zog das Ewig-Weibliche nicht hinab, sondern hinauf in die Sphären der Geistigkeit. Den Kunstwert und die sittliche Werbekraft dieser Bilder schätzte Seine Exzellenz Bischof Ruch sehr hoch ein und übertrug Bacher die Ausmalung des neuen Pilgersaales auf dem Odilienberg. Im Frühjahr sollte er den fertig entworfenen Plan ausführen. Wird er noch in die Tat umgesetzt werden ?

Welch weiten Weg der Künstler als Landschafter zurückgelegt hat, zeigt der Vergleich seines ersten kleinen Holzschnitts vom Littenheimer Feldkapellchen (1914) mit der grossen Gesamtansicht von Strassburg um die Jahrhundertwende (1928) und der kühnen Synthese des mittleren Elsass mit dem Schlettstadter Münster und dem Bildnis seiner Braut als Mittelpunkt (1933). Mit welcher Meisterschaft weiss er eine Landschaft oder ein Städtebild auf einige charakteristische Linien zurückzuführen und ihre Seele wiederzugeben ! Vielleicht liegt die stimmungsvolle Schwermut und romantische Verträumtheit seiner heimatlichen Landschaften in seiner Blutmischung begründet. Von einem Elsässer und einer Lothringerin abstammend, hing er mit derselben Inbrunst an den weiten Horizonten der lothringischen Hochebene wie an dem herrlichen Elsass mit seinen Bergen und Burgen, seinen besonnten Weinstädtchen und schmucken Dörfern. Es scheint fast, als ob die Schutzpatroninnen der beiden Landschaften, die hl. Oranna und die hl. Odilia, bei seiner Künstlerschaft Pate gestanden hätten : diese schenkte ihm das empfängliche Auge für die Schönheit der Heimat, jene das feinfühlige Ohr für die tönende Harmonie der grossen Linien.

Ein eigenes Kapitel wäre über Henri Bacher als Heimatkünstler und Meister des Buchschmucks zu schreiben. Auf diesem seinem ureigensten Gebiete erkennen ihm heute alle Kritiker einhellig die Siegespalme zu. Leider war dies nicht immer der Fall. Mit berechtigtem Stolze dürfen wir auf die Tatsache hinweisen, dass es unsere Zeitschrift war, die den Zeichner Bacher sozusagen entdeckt und ihm die Wege zum Aufstieg geebnet hat. Gerade vor elf Jahren,

Photo Jap — Atelier H. Bacher

Der Eingang

in der Aprilnummer des «Elsasslandes» 1923, erschien die erste Bacherbiographie, zu einer Zeit, wo ihn niemand kannte, wo seine Gemälde auf Ablehnung stiessen, wo Künstlervereinigungen ihm ihre Pforten verschlossen. Man lese dort nach, wie wir die Fähigkeit des Künstlers erkannten, sich in die Seele des elsässischen Dorfes einzufühlen, und seine seltene Gabe unterstrichen, jeden Stein, jeden Baum, jede Scholle mit seiner Persönlichkeit zu tränken. In der gewollten Einfachheit der Darstellung und der Ruhe der Zeichnung erkannten wir seine Stärke und prophezeiten ihm eine glänzende Zukunft als Graphiker und Illustrator.

Die Entwicklung des Künstlers hat unsere Voraussetzung nicht Lügen gestraft. Mit blutendem Herzen seinen Malerträumen entsagend, bildete er sein Talent, gross zu sehen und das Geschaute in einigen wesentlichen Strichen mit dem Zeichenstifte oder dem Grabstichel festzuhalten, zur höchsten Meisterschaft aus. So wurde er zu unserem künstlerischen Beirat und unentbehrlichen Mitarbeiter. Ungezählte Zeichnungen und Kunstbeilagen hielten für uns die Eigenart von Land und Leuten fest. Vom «Elsassland» kam er zu dessen Ablegern, dem «Neuen Elsässer

Kalender» und dem «Vogesenkalender», die für ihn zum Sprungbrett in die breite Oeffentlichkeit wurden. Seine ungekünstelte, kernhafte und doch so warmherzige Art zu sehen gewann ihm das Herz des unverbildeten Volkes, das triebhaft fühlte: «Hier schafft einer, der uns versteht, einer von unserm Fleisch und Blut!»

Nun war sein Glück gemacht. Bald regnete es Aufträge zu Buchillustrationen, so dass er den vielen Ansprüchen kaum gerecht werden konnte. Kalender, Zeitschriften, Verlagshäuser, Dichter und Schriftsteller warben um seine Mitarbeit. Wer sich über die Vielseitigkeit seines Schaffens unterrichten will, der lese C. Schneiders Bacher-Bibliographie in den Cahiers Alsaciens (VI (1931), 129 f.) nach. Das schönste Denkmal von bleibendem Werte hat er sich in dem dreibändigen Werke der «Verklingenden Weisen» des Pfarrers L. Pinck gesetzt. Selbständigen Wert haben die Festschriften «Sulz unterm Wald (1924), Murbach (1928), die Holzschnittfolgen «Cimetières pittoresques d'Alsace» mit Vorwort von P. Paulin (1923), Elsässische Goetheerinnerungen (1932) mit Einführung von A. Pfleger, die Prof. E. Vermeil als die schönste Erscheinung des Goethejahres bezeichnet hat. Als Buchillustrator setzte er die Linie von Th. Schuler, H. Loux und C. Spindler mit einem starken Einschlag L. Richter'scher Gemütlichkeit fort. Als Meister der Ex-Libris-Kunst stand er auf den Schultern J. Sattlers.

Seine letzte Arbeit war eine Bildfolge über Bläsheim und den Glöckelsberg, welche die vorhabende Bläsheimer Chronik des Pfarrers Guggenbühl bringen wird. Herr Guggenbühl war so gütig, uns die Zeichnung vom Turm auf dem Glöckelsberg und einige andere Zeichnungen für unsere Bachernummer zur Verfügung zu stellen, wofür wir ihm herzlich danken.

Unausgeführt blieben die im Entwurf fast fertige Rheinbrücke an der Zollschanze, sein Taulerbild, der Christus Otfrieds von Weissenburg und verschiedene Mappenwerke. Wenn sein Lebenswerk auch ein Torso bleibt, so ist die Arbeit, die er in verhältnismässig jungen Jahren geleistet hat, mehr als achtunggebietend. Er hat genug geleistet, um den Namen «Henri Bacher» unsterblich zu machen. Man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, als habe er in seinem Unterbewusstsein geahnt, dass die Zahl seiner Jahre gezählt sei und er mit dem ihm verliehenen Pfunde wuchern müsse. Nur so lässt sich sein rastloses Schaffen und die Fülle seiner Gesichte erklären. An ihm bewahrheitet sich das alte Wort: Genie ist Fleiss! Wem es vergönnt war, einen Blick in seine Studienmappen und Skizzenbücher zu werfen, der kann die Fruchtbarkeit dieses Künstlers verstehen. Doch mit der Freude an dem Geleisteten verbindet sich die Trauer, dass so viele Pläne und Entwürfe im Keime erstickt worden sind.

Trotzdem darf unser Land stolz sein, einen solchen Meister des Stiftes und des Stichels besessen zu haben. Wenn er auch nicht zu den ganz Grossen im Reiche der Kunst gehört, steht er doch wie sein Brückenheiliger St. Nepomuk hart am Wege, sodass er von keinem Wanderer übersehen werden kann. Uns aber hat er so viel gespendet aus dem heimlichen Schatze seines Herzens, dass wir ihm zeitlebens dafür danken müssen. Wir wollen es tun mit der schlichten Herzlichkeit, in der er selbst während seines kurzen Erdenwallens zu uns sprach. In dem Geiste des Meisters, dessen Kunst ihre Wurzeln so tief in die heimatliche Erde senkte und daraus unversiegliche Ströme von Kraft und Schönheit trank, wollen wir als treue Hüter seines Erbes die ihm ans Herz gewachsene Zeitschrift weiterführen. Er sei uns Führer und Vorbild.

Alfred Pfleger

Photo Jap Atelier H. Bacher

Des Künstlers Morgenandacht

Abschiedsgruss an Henri Bacher

Régine Larc

Ich fass' es nicht, dass du von uns gegangen
Aus deiner Mittagshöhe reichem Glück,
Aus deines Schaffens heil'gem Tatverlangen,
Und dass kein heisser Wunsch dich ruft zurück.

Kristallklar lag vor uns dein reines Wesen,
Du warst ein Freund, wie wenige es sind.
Im Buche deiner Seele stand zu lesen,
Was dich bewegte, lichtes Sonnenkind.

An deiner Herzensgüte Feierklängen
Erfreute sich so vieler Menschen Sinn,
Die weinend um dein frühes Grab sich drängen
Und blaue Blumen streuen drüber hin.

Du hast die Seele Gott zurückgegeben,
Die freudetrunken seinem Wort gelauscht.
Dir gab der Tod ein unvergänglich Leben,
Wo der Erkenntnis Quell dich stark umrauscht.

Dir lösten sich der Seele tiefste Fragen
Und wurde still der letzten Sehnsucht Weh.
Es muss, es muss ein ewig Licht dir tagen
In Gottes Wahrheit abgrundtiefem See.

Und deiner Freunde leiddurchbebtem Kreise
Bleibt nahe deines Wesens wahrstes Sein.
Du schreitest wohl auf sternenstille Weise
Als lieber Gast bei allen aus und ein.

Sieben Holzschnitte

Régine Larc

Es zieht die Abendruhe stumm
Durch meines Friedens Tusculum.
Ich lausche zarten Harfentönen
Aus einer fernen Welt des Schönen.

Besond'rer Art ist dieser Sang,
Der aus den reinsten Tiefen klang,
Mit Melodien, die wonnig gleiten
Durch meiner Seele Einsamkeiten.

Es bricht ein sel'ger Geisterchor
Aus goldumsäumter Flut hervor.
Von meinen Wänden träufeln nieder
Die vollen Klänge süsser Lieder.

Ihr wollt die guten Geister seh'n,
Die fromm durch meine Kammer weh'n,
Indes die Abendfeuer lohten ? — —
Ihr lauscht den Liedern eines Toten :

«Madonna aus dem Rosenhag,
Du lächelst süss in meinen Tag.
Sankt Arbogast in Urwalds Mitten,
Dich würd' ich gern um Obdach bitten.»

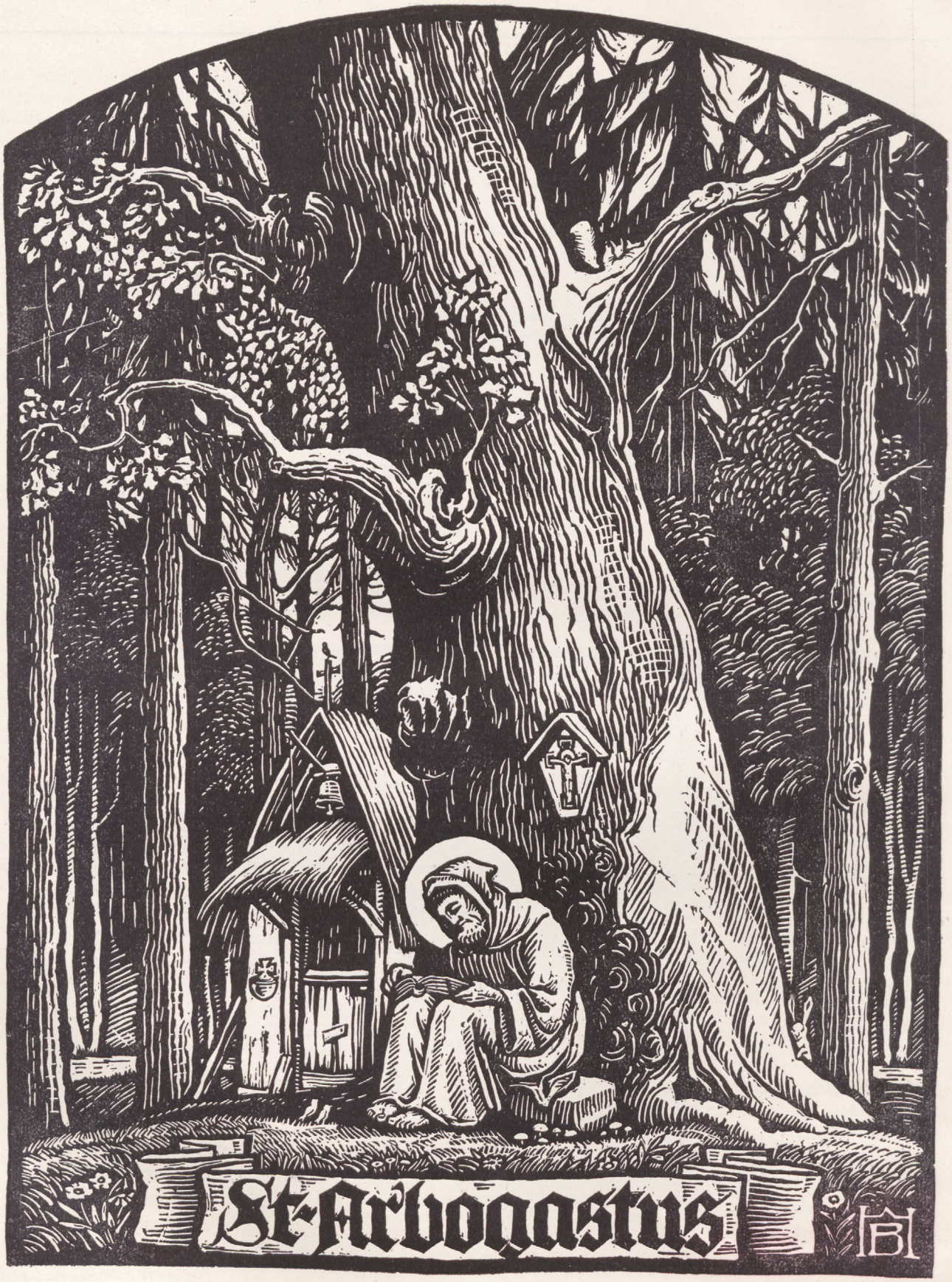
«Der Dolder grüsst aus Blütenpracht
Von seiner sonnenhellen Wacht.
Kapellchen schläft in wachen Träumen,
Umschattet tief von Lindenbäumen.»

«Um Walburgs Kirchlein webt das Licht,
Das schimmernd seine Kränze flicht,
Und Bruder Simon schreitet trunken
Dem Leuchten nach, in Gott versunken.»

«Lass Vöglein sorgen, so Gott will»,
Klingt dort von Mädchenlippen still.
Und Turm und Tor und Kirchhofsfrieden
Bracht' End und Ziel zu rasch hinieden.»

«Am Weiher Bruder Immerfroh
Kniet gotterfüllt in Abendloh !
Ich lausche seinen Lobgesängen
Und seiner Wundergeige Klängen.»

Ihr wisst es nun, welch süsser Sang
Mein kleines Tusculum durchklang,
Wenn Henri Bachers Bilder schreiten
Durch meiner Seele Einsamkeiten.



St. Arbogast im heiligen Forst

Holzschnitt von H. Bacher

Studien zu unserem Leben

Von Claus Wickram (Schluss)

Mea Culpa

Ich war, ein süsser Geniesser, ein paar Tage bei sonnigem Wetter kreuz und quer durch die Vogesen gewandert und hatte in vollen Zügen Schönheit und Licht in mich hineingetrunken. Nun hatte sich aber das Wetter verdüstert, und als ich an jenem Morgen von Goldbach zum Grossen Belchen hinaufstieg, lagen dicke Wolken über dem Gebirge, Wolken, überall Wolken. Ein wirres, wildes Bild! Da stürmten die Fragen in mich, es war mir bestimmt, Einschau zu halten.

Was habe ich bis jetzt geleistet für mein Volk und für die Menschheit? Den Beruf ausgeübt, die kleine, soziale Funktion? Das kann mich nicht zufriedenstellen. Viele Bücher gelesen, an mir selbst gearbeitet, ein paar Zeilen geschrieben? Wie wenig, wie wenig!

Es ist die Zivilisation, die entseelt und verdirbt. Im materiellen Elend, im geistigen Wirrwarr verkommen Millionen von Menschen. Mit den Problemen der Kultur müssen aber wir Schriftsteller uns abgeben, es ist ein Teil unserer Mission. Wir müssen Wegweiser sein. Und doch gebe ich mich selbst unserer heutigen Verflachung und dem Leichtsinn hin, ich vertanze und verlache mein Leben wie die anderen alle. Die Arbeit und die Seele warten, die Menschheit wartet.

Da ist das Kostbare, die Sprache, aus der Urkraft des Bodens gewachsen, geformt, geknetet und gefeilt von den Jahrhunderten. Wenn ich aber hinausschaue in das Schrifttum der Welt, so sehe ich mit Grauen, wie allenthalben mit dem Wort gesündigt wird in der ganzen Schwere des Ausdrucks, wie mit der Sprache Schindluder getrieben, wie das Schrifttum entwertet und entseelt wird! Wo bleibt die Verantwortung? Meine Verantwortung? Wir Dichter sind doch seit den frühesten Zeiten die Hüter von Geist und Seele. Dürfen wir das Beste und Tiefste in uns in den Schlamm ziehen und zertreten lassen? Sind wir nicht die Verkünder unseres Volkes, seiner Liebe und seines Glückes, seiner Sehnsucht und seiner Leiden? Die Seele des Volkes zu bilden, umzubilden, immer wieder zu erneuern, ist uns anvertraut. Und dieses Seelenschatzes Wahrer sind wir, und ihn sollen wir vermehren. Was tue ich dafür?

Drunten im Nebel liegt das Land, dort wohnt mein Volk. Eine Menge von Fehlern hat sich in uns angehäuft. Wir sehen und kennen sie, aber wir wollen nichts davon wissen, wir überkleiden sie mit Flitter und Tand und leben weiter in unserer Feigheit und Oberflächlichkeit. Müssen wir uns im Gegenteil nicht alles eingestehen, besonders unseren unerträglichen Stolz und unseren Hochmut, und diese Fehler von uns abstreifen? Stolz dürfen wir sein auf das Elsass, aber wir Elsässer? Wir sind ja so kleinlich, enggeistig und verschroben gar oft. So kalte Wirklichkeitsmenschen, so wenig tätig für das Grosse, so wenig der Allgemeinheit nützlich. Und ich selbst? Geht es nicht durch meine Schuld auch schlechter? In Familie, Volk und Stadt, in Gemeinde und Kirche? In mir selbst liegt die Rettung, in mir selbst muss die Neuschaffung, die Neugestaltung anheben. Was habe ich bis jetzt getan?

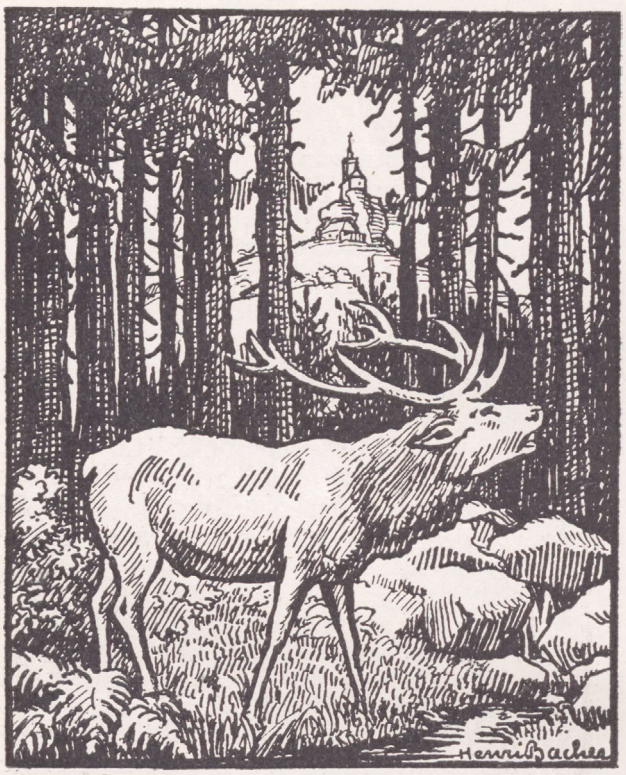
Die Wolken ziehen gegen Osten und fallen in die Ebene hinab. Weiss stehen sie über dem finsteren Hartmannsweilerkopf. Noch eine Pflicht, die wir hier im Lande so oft vergessen, den Frieden der Menschheit, das Glück! Ein neues Problem wächst herauf. Der Friede, den die Völker so achtlos behandeln in grausamer Spielerei, ist stets neu zu erringen. Und wir sehen es heute ein, er muss auf ganz anderer Grundlage neu gestaltet werden, und strengen wir uns nicht mit unseren ganzen Kräften an, so ist nichts getan. Aber ohne diesen Frieden, an dessen Errichtung auch ich jeden Tag tätig mithelfen muss, können wir nicht über die Völker hinweg an das Glück einer neuen Menschheit, der von morgen, denken. Dafür aber, für unsere Kinder und für das Elsass von morgen, leben und arbeiten wir. —

Durch die nassen Gräser gelange ich zum Gipfel des Belchens. Vielleicht bietet sich ein heller Ausblick? Wenn es nur möglich wäre, die ganze Menschheit zu einem gewaltigen «Mea Culpa» zu drängen! Viel liegt daran. Dann könnten wir tätig aufbauen!

Erneuerung des elsässischen Lebens

Eine flüchtige Uebersicht über das geistige Leben im Lande, in den Städten und Städtchen besonders, gibt ein wenig befriedigendes Bild. Man lebt dahin, alltäglich, spiessbürgerlich, in alten, ausgeleierten Bahnen. Das geistige Elend und die Gleichgültigkeit werden immer grösser. Auch die gebildete Jugend ist zum grössten Teil ohne Doktrin und Halt.

Aber es sind doch Leute da, wenn auch nicht sehr viele, die dagegen aufschreien und dagegen



Wie der Hirsch schreit
nach frischem Wasser, so schreit
meine Seele, GOTT zu Dir!
. Ps. 42, 2.

ankämpfen. Sie haben die grossen Wandlungen im Europageist mitempfunden und wollen jetzt inmitten der gewaltigen, geistigen, politischen und sozialen Umstellungen und Umwälzungen heraus aus der Enge. Mehr Luft, mehr Licht! So lautet der Ruf, ihm müssen wir folgen. Wir stehen ja auf neuem Boden und können über die Kleinlichkeit und die alten Systeme hinwegschauen. Wir können und müssen uns neue Werte schaffen, und dürfen nicht ablassen, sie zu betonen. Ich weiss wohl, wir werden für vage Theoretiker und Utopisten gehalten ; man wirft uns vor, die Realität nicht zu sehen und ausserhalb des Weltgeschehens zu leben. Im Gegenteil, wir haben unsere Doktrin und halten sie aufrecht.

Hass, Engherzigkeit, Sticheleien und politischen Kleinkampf kennen wir nicht mehr, sie sind unwürdig unserer Zeit. Der modernen Zivilisation gegenüber haben wir schon Stellung genommen. Materieller Fortschritt ist wünschenswert, aber nur wenn er ein Fortschritt des inneren Menschentums bedingt oder einschliesst, sonst müssen wir ihn bekämpfen. Das sind unsere Verneinungen. Wir wollen aber vor allem bejahen, wir wollen das Elsass bejahen. Die Seele unseres Volkes verarmt und ermüdet und fällt der modernen Flachheit und dem Egoismus zum Opfer. Dagegen stemmen wir uns an, denn wir haben den Willen zum Leben, und aus diesem Willen verlangen wir die Erneuerung unseres elsässischen Lebens.

Hier setzen wir ein mit aller Kraft. Die Worte Elsass und Heimat im Munde führen, beweist und bedeutet für uns nichts. Man soll damit nicht um sich werfen, man soll sie leben. Wenn die Worte Land und Heimat für viele gleichlautend sind mit Kleinlichkeit, mit ängstlichem Zurückschauen, Schneckenhauspolitik, Hinterweltlertum und Winkelsinn, so lachen wir darüber. Alte abgedroschene Engstirnigkeit, alte Journalistenkomödie! Wir wissen, dass wir das Elsass neu erleben, neu erbauen müssen. Was die Väter taten und schufen, existiert nicht mehr, existiert nur, wenn wir es wieder von Anbeginn erringen, und wir haben nur dann Wert, wenn wir Neues zu diesem Erbe hinzufügen. Neues? Nach Erneuerung ruft man überall, die alten Formen und Systeme, politische, soziale, philosophische, sind durch den Weltkrieg erschüttert, sie zersetzen sich, zerbröckeln und werden in Scherben geschlagen. Wo stehen wir? Wohin gehen wir?

Wir können da nur eine feste Grundlage, nur einen Pol sehen : die Heimat. Die Väter arbeiteten, litten, errangen Gewinne, die Jahrhunderte bauten im Auf und Ab des Geschehens das Elsass. Vor diesem Werke haben wir Ehrfurcht, darauf können wir uns stützen, und Kraft strömt uns daraus zu. Dann die Landschaft Elsass! Ueberall sehen wir das Wiedererwachen, das Wiederbesinnen auf das Land, auf die Urkraft des Bodens. Landschaft Elsass ist ein Ganzes, ein System, ein in sich geschlossenes Wesen, für uns eine Welt. Dieses Land lebt — vielmals unbewusst — in uns, die Mutterseele schafft, des Volkes Urelemente wirken in uns. Ist aber das Elsass nicht alt, ausgebrochen, zerrüttet, unfähig zum Grossen? Nein, dieses Vertrauen haben wir: starke, junge Säfte zirkulieren in uns, viel ungebrauchte, brache Kraft ist in unserem Lande. Es ist die «harmlose Geistesfrische oder vielmehr diese Fähigkeit, sich über Kleinigkeiten zu freuen, welche das Vorrecht jugendlich gebliebener und einfacher Menschen ist», die C. Spindler in seinem kürzlich erschienenen Elsassbuch unbefangen und ohne Prätention hervorgehoben hat. Und darauf stützen wir uns aus unserem Instinkt heraus.

So ist uns Heimat erweitertes Vorwärtsschauen und Aufbauen, nicht vage Sentimentalität, sondern im Gegenteil unser konzentriertes, auf-

rauschendes Leben. Auf diesem Boden unseres Seins und unserer Arbeit stehen wir mit festen Füssen, von ihm aus erweitern wir den Blick und schauen über die Völker und der Menschheit ins Gesicht und gehen an die Arbeit. Und so können wir einen neuen Elsassgeist schaffen. Um uns ist die Welt in Unordnung und Gärung ; überall geistiges Chaos, das ein allgemeines Chaos nach sich ziehen kann. Wir aber können, wenn wir fest auf Land und Vätererbe fussen, uns dagegen stemmen und Wahrer der Kultur sein im wahren Sinne des Wortes.

Dem Geist der unorganisierten Revolution, des gewaltsamen Umbruchs, der Unordnung setzen wir den Geist des produktiven Schaffens, der Wahrheit, der Ordnung entgegen. Wir befreien uns von allen kleinlichen Hemmungen einer vergangenen Zeit, die 1914 ihren Abschluss fand. Egoismus, Geldgier, Hass in allen Schattierungen und Klassenentzweiung halten wir an mit der Liebe, die in reichem Masse aus unserem Land uns zuströmt. Ruhe, Bestimmtheit, und Herzensweite lassen wir in uns aufgehen, aus uns ausströmen, dass alle die Hast und Schwüle, die Unwissenheit, die Falschheit, die Lüge zerrinnt. Und alles, was an Werten in der Menschheit wirkt an Güte, Grösse, Menschenwürde, was aus Seele, Herz und Religiosität fliesst, das fassen wir in unsere weitgeöffneten Hände, das bewahren wir und geben es weiter.

Auf diese Weise stellen wir uns der Welt gegenüber ein. Frankreich gegenüber zuerst. Frankreich, als geistiges Wesen genommen, als Land, das durch die Jahrhunderte Weltwerte verteilte und noch verteilt, wollen wir immer besser verstehen und in uns aufnehmen. Ehedem meinte man, wir sollten unsere Eigenart opfern. Warum denn ? Heute sind wir eng verbunden mit den geistigen Jungkräften Frankreichs, wir wollen ihnen helfen, Frankreich zu erneuern.

Wir wollen ferner der Welt helfen, sich zu erneuern, die Kultur neu aufzubauen. Von der Liebe zur Menschheit gehen wir aus, darum ist unser Hauptziel der Friede. Den schrecklichsten der Kriege empfinden wir als das ungeheuerste Schandmal des gesitteten Europa, uns Kulturvölker zu nennen, schämen wir uns, wir müssen uns verachten lassen von den Völkern des Ostens, wir sehen uns im Kreise drehen und wieder an den Ausgangspunkt zurückkommen, wir zittern vor Angst. Und darum spannen wir alle unsere Kräfte an und kämpfen Tag für Tag um eine Neuorganisierung des Menschheitsfriedens auf breitester Basis.

Das sind für mich die Hauptprinzipien unserer Erneuerung. Ich weiss wohl, dass manche anders empfinden und dass viele nicht meine

Meinungen teilen, ich weiss auch, dass diese Richtlinien Vertiefung und Erklärungen verlangen ; die Zeit wird sie bringen. Aber auf diese Weise können wir das Elsass lebend erhalten, das Erbe der Väter wahren und unsere Heimat neuem Aufblühen entgegenführen.

Aber wie viele sind wir, die dieses Ziel ernst wollen ? Die überhaupt ein Elsassziel haben ? «Wenn wir nur zwölf gewinnen, geben wir dem Lande Gestalt», schrieb die Zeitschrift «Renaissance» vor noch nicht langer Zeit. Wohlan, es ist viel Bereitwilligkeit da, denn wir haben eine Elite, die nicht ausstirbt. Zur Einheit des Willens streben wir, zur Gruppierung der Kräfte. Wir sind einfach, still und arbeitsam. Nicht in grossen, seelenleeren Manifestationen und Versammlungen liegt unser Arbeitsfeld, nein, in uns erbauen wir das neue Elsass. Und das tun wir freudig und mit geweiteten Herzen. Denn wir wissen : diesen Geist leben, heisst Bereicherung des Elsasses und Vermehrung des Schatzes der Jahrhunderte.

Die vergangenen Generationen

Wir sind Glieder einer Kette. Unbewusstes Geschehen, Leben und Erleben pulsiert in uns. Manchmal nur fühlen wir heiss und spontan in uns, dass nicht wir leben, sondern dass die vergangenen Generationen sich in uns regen. Wenn wir vor dem Strassburger Münster stehen oder durch die Gassen von Alt-Colmar, von Reichenweier oder Rappoltsweiler gehen, ist auf einmal das alte eigensinnige, egoistisch-sachliche Bürgertum in uns, das so viel tüchtige Verwaltungs- und Organisationsarbeit geleistet hat in Rats- und Zunftstuben, das so viel Werte schuf durch Handel und Gewerbe. Bei ihm können wir lernen, die Zeiten sind ernst. . . Oft fühlen wir auch in uns das Erbe der Bauern, die durch die Jahrhunderte mit ihrem Blut und Schweiss den Boden geweiht haben, auf dem wir stehen, wir erkennen, dass diese Bauern der Pulsschlag des Landes sind, wir sind selber Bauern, wenn das Reifen in die Felder und Wiesen wächst und unser Herz, mitwachsend und mitreifend, die Freude des Landes erlebt. Von den Städten her rufen die Sirenen, von dort her dringt das Hämmern und Rattern der Fabriken zu uns, die wirtschaftliche Krisis und die körperliche Not schreien um uns. Da fühlen wir uns als Arbeiter mit Beil, Hammer und Säge, als Nachkommen derer, die vor langen Jahrhunderten den Eintritt in die Räte erzwangen, die in Stadt oder Städtchen jahraus, jahrein das Lied der Arbeit sangen und Werte aufspeicherten. Und als Städter und Bauern und Arbeiter zugleich fühlen wir uns, wenn die Gewitter heraufziehen, wenn wir die Zähne zusammenbeissen müssen, wenn in Staat und Gemeinde das Schicksal anklopft, und wenn es uns um die Heimat bangt in irgendeiner Form.

So pulsiert das vergangene Leben in uns. Die Geschichte, die oft aus Kampf, Not und Blut bestand, fällt über uns. Mit allen Schwächen und Fehlern, aber auch mit allen Vorzügen und all ihrer Liebe wachen die Väter in uns auf. Und dieses Leben, das durch die Jahrhunderte sich für die Heimat, für Stadt und Land gab, ist gesammelte Kraft. Die Vorfahren gehen und leben in uns und mit uns, sie kämpfen und freuen sich in uns. So gehen wir durch's Leben als ihr Blut und als Wollen unseres Bodens, als Ton unserer Volksseele. Und was wir hinzufügen zu diesem Blut, das werden unsere Kinder wieder weiter leben. Das Elsass kann nicht sterben!

Am Rhein bei Neubreisach

Zu meinen Füssen rauschen die jungen, grünen Fluten. Sie umtanzen die blanken Sandbänke und eilen davon. Lachen liegt in der Wellen weissen Rändern, sie singen von des Rheintals reichem Leben, von sonniger Liebe und gutem Wein, aber auch vom Hass, von Völkerfeindschaft und immer wieder neuwachsendem Leben.

Sinnend schaue ich gegen die Vogesen und staune. Die Luft ist klar, die Berge stehen in reinem Blau. Die ganzen Vogesen vor meinen Augen! Ich erkenne sie alle, von Süden gegen Norden, Rossberg, Belchen, Hohneck, vor mir fast Tännchel, Hohkönigsburg, und weiter ganz im Norden Ungersberg und Odilienberg. Das wunderbare Bild, diese einzigartige Harmonie in Blau, und vor mir das Land, weit, weit, die ganze Heimat! Welch ein Reichtum vor meinen Augen!

Sommerwärme, Duft des Reifens, Blick auf die Vogesen. Mein Herz kann nicht alles, was in mich einströmt, umfassen, alle die Gefühle, die in mir jubeln, aufnehmen. «Blick auf die Vogesen» überschrieb R. Schickele einen Teil seines Elsassromans. Wohnte er nicht dort drüben irgendwo, in Badenweiler, als er den Roman schrieb? Hatte er nicht diesen Blick auf die Vogesen? Ich liebe R. Schickele als den Verkünder des Lichtes und des Lebens und als den Sänger des jungen, des «ewigen Elsasses».

Jung und frisch strömen die Wellen des Rheins, jung und klar liegt vor mir das Land im hellen Morgenlicht, immer jung wachsen die Kräfte allgewaltig aus dem Boden in uns. O Land am jungen Rhein! O junges Elsass, das du jetzt in die Bahn trittst und immer neu und anders um dein Leben ringst und schaffend die Schultern zur Höhe drängst!

Die jungen Generationen

Immer wieder stellt sich die Frage der Generationen. Man weist oft die Benennung zurück, aber doch zirkeln sie sich ab, durch die Zeit- und Geistesgeschehnisse bedingt, von neuer Gedankenbasis ausgehend und in neuer Weltanschauung aufwachsend. Um das Problem ganz zu fassen, müssen wir die Politik mit ihrer steten Falschheit, den gewollten Verdrehungen und der Gehässigkeit bei Seite schieben, um so rein geistige Ausschau halten zu können.

In Europa haben wir zuerst die Vorkriegsgeneration zu unterscheiden, die vor 1900 ihr Weltbild erworben hatte, das mit vielem Guten und sehr vielem Schlechten im Weltkrieg zerschlagen wurde. Um 1900 kam eine junge Generation hoch; die stellte neue Werte auf, gestaltete den Geist frei und unabhängig, brach mit vielen Vorurteilen und sagte der alten Welt den Kampf an. Aber sie, die gegen die Katastrophe angekämpft hatte, musste für die vorhergehende Generation ihr Blut lassen auf den Schlachtfeldern Europas. Und doch hat sie die Flügel nicht gebrochen, sie wurde geformt und gestählt, aber auch furchtbar zerrissen. Nach dem Kriege ent-

brannte auf jedem Gebiet wieder ein steter neuer Kampf mit vielen Schwächen und wenigen Resultaten. Aber ein Wunsch blieb allen, die Welt neu aufzubauen auf irgendeine Weise Diese Kriegs- und Frontgeneration, wie man sie nennt, kommt jetzt erst in die Vollkraft der Jahre und tritt jetzt erst voll auf den Plan. Zu ihr gesellt sich die Jugend, die Nachkriegsgeneration, die in all dem Wirrwarr des Nachkriegs aufwuchs, durch alle möglichen Krisen gehen musste, die aber jetzt anfängt, tätig mitzuschaffen an einer vollständigen Umwertung. Heute haben wir den Eindruck, als würden die alten Kräfte zur Seite geschoben, nach neuen Führern geht der Ruf, in Deutschland, Italien und Russland sind die jungen Kräfte zur Macht gelangt auf verschiedenen Grundlagen und mit Programmen, denen man nicht beizupflichten braucht, deren Wert die Zukunft erst entscheiden kann.

Auch in Frankreich fühlen wir diese jungen und jüngsten Kräfte emporsteigen und zur Macht drängen. Sie wollen mit dem Programm die Weltanschauung von Grund auf erneuern und das Land neu organisieren und beleben, indem sie an den Wert des Geistes und der menschlichen Persönlichkeit appelieren. Mit Freuden halten wir im Chaos all der Umwertungen an dieser Doktrin fest, die ja auch die unsere ist. Vielleicht lasse ich mich zu sehr von der Bewegung des «Ordre Nouveau» und der Zeitschrift «Esprit» beeinflussen, wo ein neues Frankreich und ein neues Weltbild geprägt werden. Aber das ist die Hauptsache, die jungen Kräfte finden sich zusammen, der Wille formuliert sich das Erstarken der Geistes- und Seelenkräfte zur Verkleinerung der materiellen Faktoren, mithin zum Zerstörer unserer seelenlosen Zivilisation oder besser zum Wollen einer neuen Zeit. —

Und hier im Elsass ? Auf gleiche Weise haben wir bei uns mehrere Generationen zu unterscheiden. Zuerst unsere Väter, die Grosses schufen : sie warfen die Frage Elsass auf, formulierten zum ersten Male das Elsässerbewusstsein, das ja seit undenklichen Zeiten besteht, und sammelten den Volksschatz. Dann die zweite Generation, die meines Erachtens in zwei Teile zerfällt. Mit den «Stürmern» ward das Feuer ins Land geworfen, und das «jüngste Elsass» sang gewaltige Heimatmelodien, die immer wieder aufgenommen wurden, auch nach dem Weltkrieg. Doch dieses junge Elsass musste sich in eine neue Lage und in andere politische Umstände einleben, die ihr Schaffen und ihren Zusammenschluss sehr beeinträchtigten. Dieser Frontgeneration folgten junge Jahrgänge, die sich erst in der Nachkriegsperiode geistig bildeten und jetzt erst emporwachsen. Innerlich lehnen sie sich — mit gewissen Abweichungen — an die Aelteren an in Ziel und Programm.

Es scheint mir, als würde diese zweite Generation, welche die Jahrgänge zwischen 30 und 20 Jahren umfasst, zur Zeit an Kraft immer mehr gewinnen und eine neue Grundlegung schaffen. Sie gelangen zur Macht und wollen ihr Wort sprechen für die Geschicke des Landes und für die Menschheit. Geistige Konzentration auch bei uns, geistige Erneuerung des Elsasses wie in ganz Europa ! Und hierin teile ich den jungen Jahrgängen, zu denen ich gehöre, eine grosse, verantwortungsschwere Rolle zu. Noch mehr als die Aelteren haben wir Jungen den Willen zum Neuaufbauen, drängen wir sie immer mehr diesem Ziele zu !

L'art pour l'art? Nur Kunst um der Kunst willen, nur Literatur um der Literatur willen? Nein,

zu mehr, zu Grösserem müssen wir uns berufen fühlen. Wir, die wir zwischen zwei Kulturen stehen, müssen tätig daran teilhaben, wir wollen Mittler werden, wollen geistige Führung besitzen. Hier setzen wir ein, wir wollen höher hinaus, wir wollen neue Erziehung, von Grund auf neue Erziehung, religiös, sozial, heimatlich, seelisch. Auf allen Gebieten, die Ueberzeugungen mögen verschiedenster Art sein. Wir sind mehr auf Volk und Boden eingestellt als die Aelteren, weil wir uns daran gekettet fühlen mit allen Fasern unseres Seins, weil wir nur darin die Wurzeln unserer Kraft und die Möglichkeit des Aufbaus erblicken können. Dazu schauen wir auf unsere Väter. An der Hand der Meister aller Jahrhunderte, die zahlreich sind in unserem Lande, wollen wir gehen, von ihnen lernen, ihr Geisteswerk weiter zur Höhe führen, von Otfrieds von Weissenburg alter Mannstüchtigkeit ausgehend bis zu den tüchtigen Geistern von gestern und heute, auf die das Elsass stolz sein darf. So wollen wir arbeiten für unser Volk, jeder Führer nach seiner Art, jeder Erneuerer unseres Lebens, jeder Aufrechterhalter unseres Elsasses, selbst wenn in seinem ganzen Wirken nicht einmal der Name Elsass steht.

Auf diese Weise schaffen wir einen neuen Optimismus und haben ein ganzes Bejahen zu einem neuen Werk. Wir stehen am Anfang, die Jahre der Wirksamkeit werden erst kommen, unser Volk erwartet viel von uns. Welches wird das Resultat unserer Anstrengungen sein, was werden wir erreichen?

Nach uns wächst eine neue Generation herauf; vielleicht fängt sie an mit den jungen Leuten, die zur Zeit der Schule entwachsen. Wie sie sein wird, wissen wir nicht. Auf jeden Fall anders als wir. Diese allerjüngsten Elsässer werden ihr Leben wieder neu gestalten müssen, das nur durch Erleben vollbracht werden kann. Möge Gott geben, dass sie nicht wieder eine neue Katastrophe erleben und in die Weite blicken lernen, denn das Erleben unserer Generation ist sehr teuer erkauft, und es bedarf weiterer Opfer.

Nur erwarten wir auch von den kommenden Generationen, dass sie unser Werk fortsetzen, wenn sie auch uns verneinen und verleugnen. Aber den Geist des Elsasses, den Kult der Heimat sollen sie fortsetzen und ihren Geist weiter leben, der sich als fruchtbar und gut erwiesen hat. Diese Jungen müssen neu unser Elsass erleben und aufbauen, so wie wir es heute tun müssen. Als Führer aber treten jetzt wir Jungen auf. Als heilige Hüter des Volkes, seiner Seele und seiner Schätze. Gegen alle anderen Theorien und Forderungen verteidigen wir diese Idee. Hier vor allem stehen wir. Es kamen und kommen Zeiten des Niedergangs, andere des Aufschwungs und neuer Blüte. Wir wollen im Sturme gestanden haben, am Steuer, nicht als unnütze Geniesser und Söldner, sondern als Arbeiter und Bildner.

Bläsheim, Gesamtansicht

Bäume am Bach

Von A. Beyler

Weiden

Das Frühjahr kommt, umflogen von warmen, schmeichelnden Südwinden. Sie streicheln die winterstarren Zweige, und siehe, die schlanken, schwanken Schösse der Weiden leben auf, ihre gelbe Rinde wird frisch und glänzend, und über Nacht schmücken sie sich mit lieblichen weissen Kätzchen. Der Saft steigt, und die Dorfjugend zieht heran mit scharfgeschliffenen Messern, um Pfeifen und Hippe-Häppen zu schneiden. Bald werden sich die Weidenbäume mit Laub schmükken, und wie lockenköpfige Knaben stehen sie dann auf der blumigen Wiese.

Vor Hunderten von Jahren sah die Weide ganz anders aus : Feine, zarte Rinde legte sich um ihren Holzleib, geschmeidig und lieblich wie die Haut eines Kindergesichtchens, ihre Aeste und Blätter strebten aufwärts. Galt sie doch im Altertum als Symbol der Keuschheit. Da aber sass ein Volk in fremdem Lande, fortgeführt von Sion in die Gefangenschaft. Dort an den Flüssen Babylons weinten sie, erfüllt von Betrübnis und Leid, in wehmütiger Erinnerung an ihre geliebte Heimat. An den Weiden hängten sie ihre Harfen auf ; denn «Wie konnten wir singen des Herrn Gesang im fremden Lande !» Seit dieser Zeit lässt die Weide trauernd ihre Blätter hangen.

Sechshundert Jahre später, es war am ersten Karfreitag, kamen rohe Kriegsknechte zur Weide, hieben von ihren Zweigen ab und schlugen damit den Rücken des göttlichen Welterlösers blutig. Und als die Weide dies sah, neigte sie in tiefem Schmerz ihre Aeste.

Am gleichen Tage schritt ein Mensch durch das Richttor Jerusalems, verzweiflungsvolle Blicke nach Golgotha hinüberwerfend, einem Weidenbaum zu. Dort erhängte er sich, Judas, der Verräter. Doch sein toter Leib fiel zu Boden, barst mitten auseinander, und alle seine Eingeweide fielen heraus. In demselben Augenblick riss auch die Rinde der Weide, der Stamm barst und ward hohl, und so ergeht es heute noch jedem Weidenbaum.

In späterer Zeiet nun gab man der Weide den nicht gerade ehrenden Vorzug, dass man an ihr Missetäter, besonders Diebe, aufknüpfte, wobei man frische Weidenzweige als Strick benutzte. Wenn dies heute auch nicht mehr geschieht, so flattert doch etwas Unheimliches um den sonderbaren Baum.

Unschön ist die Weide nicht. Ihr vielgewundener Stamm, ihre leichtbeweglichen Zweige mit den langen, schmalen Blättern, auf der Unterseite wie Silber schimmernd, nehmen sich ganz hübsch aus am Rande des Baches. Ihre herabhängenden Ruten reichen bis ins scharfschneidige Riedgras und zu den Kletten hinab, und vom Boden herauf umschlingen sie die Winden mit ihren lächelnden, weissen Trichterblüten und zugespitzten Blättern, die wie Pfeile nach aussen zielen. Aus der dunkeln Höhlung des Stammes wachsen Büschel von Storchschnabel mit hellen Rosablüten und zierlichen, feingegliederten, grünen und blutroten Blättern, hängen üppige Brombeerranken wie ein Schleier herab. Doch nicht wenig überrascht bist du, wenn du unten aus dem hohlen Stamm den schwarzen Mulm zum Füllen deiner Blumentöpfe herausscharrst, und da auf einmal eine dicke Kröte oder ein weiss- und braungefleckter Salamander herausfällt oder eine Schlange züngelnd hervorschiesst. Es ist Abend, und durch das Geräusch wurde die Zwergeule, die in der Weide nebenan geschlafen, aufgeweckt. Sie steigt aus dem Düster der Höhlung und schaut mit ihren grossen Augen auf den Erschreckten. «Kwitt, kwitt ! Was witt ? Was witt ?» ruft sie vorwurfsvoll, «seid ihr Menschen etwa anders als diese Weiden ? Gar oft scheint ihr so liebreich, so gut, so edel, so vornehm ; aber im Mulm eurer Seele liegt die Schlange der Hinterlist und Falschheit, bergen sich Molch und Salamander, die dunkeln Gedanken, die das Tageslicht scheuen, zu euern Füssen wuchern die Kletten der lieblosen Rede, das scharfschneidige Riedgrass der Ehrabschneidung und Verleumdung. Ist es nicht so ? Kwitt, kwitt ! Hui, hui !»

Und mit leichtem Flügelschlag streicht sie über die Erlenbüsche. Da ziehen graue Nebel langsam heran, wogen auf und ab, strecken alles umfangend ihre Arme aus, und mitten drin, wie über der Erde dahinwandelnd, dunkel und geisterhaft — die Weiden.

Erlen

Als Kind empfand ich ein leichtes Schauern, ein eigenartiges Grauen, wenn ich nur das Wort hörte : Erle. Woher das kam, weiss ich nicht. Vielleicht brachten die grossen, breiten, stumpfen, dunkelgrünen, bläulich schimmernden Blätter das Kindergemüt in diese düstere Stimmung. Dazu kamen noch die dunkelrindigen Aeste und der noch dunklere Stamm, der aus der lichtlosen Tiefe heraufwuchs und im Herbst die schwarzen Zäpfchen. Oder war es die schwarze, weissbrüstige Wasseramsel, die plötzlich unter dem

Kirche in Bläsheim

Erlenbusch auffuhr und mich erschreckte? Es mag auch sein, dass jene Geschichte so nachhaltig in mir wirkte — wie war das doch?

Ein Knäblein ging zum Bach, um Fischlein zu fangen trotz Warnung der besorgten Eltern. Dort zum Erlengebüsch zog es ihn hin. Bald war es müde, und es setzte sich auf den Uferhang, immer wieder die kurze Angel bis unter den Schirm von Blättern und Zweigen schwimmen lassend. Das Wasesr war dunkel, da und dort fiel ein gedämpfter Lichtfleck darauf, zitterte in Kringeln und spielte mit dem Bild der Blätter. Lässig hielt das Büblein die Angel, sein Blick hing an den Bewegungen der Wellen. Da begann es zu leben: Fischlein haschten sich auf dem kühlen Grund, schwammen bis herauf, Kindergesichter sah er, sie lachten ihn an und zerflossen so schnell, wie sie gekommen. Das Kind beugte sich nieder, sie zu suchen. Da gluckerte es, und es bog sich herauf wie eine dunkle Forelle, der Fischkopf wuchs, die Flossen glichen Armen, ein langer, geschmeidiger Schwanz legte sich um seine nackten Füsslein, willenlos glitt es hinab in die Tiefe zwischen die Wurzeln der Erle und ward nicht mehr gefunden.

Wie dem auch sei, wir Erwachsene möchten die Erle in Wald und Wiese nicht missen. Dort im waldigen Tal, wo das Bächlein das Glück der Einsamkeit singt und über Steine und Wurzeln hüpft, wo Farnkraut und Brombeerranken wuchern, wo Sauerklee auf den Blöcken grünt,wo die roten Vogelbeeren an der Esche leuchten, dort gehört die Erle mit zum Bilde. Sie breitet ihre Arme aus über den Quell, an dem das Reh trinkt, in ihrem Wurzelwerk birgt der Zaunkönig sein Nest, in ihrer Krone klagt ein Blutfink. In solchem Waldesdüster war es wohl, wo der sinnende Geist unserer heidnischen Vorfahren den Ursprung der Menschen suchte und den Mann aus der Esche, die Frau aus der Erle hervorgehen liess. Deshalb galten beide als heilige Bäume. Wer die Erle verletzte, sah Blut aus der Wunde quellen, sie weinte und begann zu reden.

Und was wären denn unsere Bäche und Flüsse im Mattental und in der Ebene ohne Baumwuchs! Langweilig würden sie ihre Wasser dahinführen, wenn nicht Erlen, Weiden und Pappeln ihnen die Zeit verkürzten. Da erhebt sich die Erle oft zum stattlichen Baum hoch über die Büsche. Zeisig und Meisen besuchen sie, das Schwarzplättchen singt aus ihrem Laub, und im kühlen Wasser zu ihrem Fuss badet die Bachstelze. Froh sind Mäher und Heuerin, wenn sie der Gluthitze entgehen und im Schatten der Erlen ihr Mittagessen einnehmen oder ein Stündchen schlafen können. Kommt dann der Abend, so steigt ein leichter Wind auf aus dem Bach, bewegt die Blätter der Erlen, und sie plaudern von geheimen Dingen, die nur sie kennen. Und in der Dunkelstunde, wenn die Leuchtwürmchen umherschweben, entschlüpfen die luftigen Elfen ihrem Heim und tanzen, bis der Morgen bleicht, um die Büsche der Erlen.

Pappeln

Wenn das Morgenrot den Himmel lieblich malt und die Erde darunter einem Zaubergarten gleicht, sehen wir die Pappel aus der glitzernden und funkelnden Blumenau, aus den durchleuchteten Büschen sich erheben, hineinwachsen in die Pracht des Ostens, ihre Wipfel neigen sich langsam und vornehm, als wollten sie sagen: «Herr, Schöpfer, die Erde bringt dir ihre Huldigung dar!» Ein erhebendes Bild.

Brennt dann die Mittagssonne aus dem klaren

Blau, zittern die Lüfte über der dürstenden Wiese, da ist es, als ob die Pappeln die Kühle, die sie aus dem Bach gesogen, ausströmen liessen, um die tausend Zungen der Matte, die nach Erfrischung schmachten, zu laben. Sie breiten ihre Arme aus, und es ist, als ob sie flehten: «Gib ihnen erquickenden Trank, denen, die auf dich warten, o Herr, und lass sie nicht lechzend zu Grunde gehen!» Ein beglückendes Bild.

Kommt der Abend. Im Westen steht die blauschwarze Wetterwolke, breit und hoch, unaufhaltsam zieht sie heran, unheilvoll. Regungslos in banger Erwartung die Natur, zitternd die hohe Pappelgruppe. Plötzlich zerreisst der Feuerstrahl die Wetterwolke, sie brüllt auf, der Sturm, der zurückgehaltene, rast auf die Erde herab. Wie er wütet in den Pappeln! Wie er sie peitscht! Sie ächzen und stöhnen. Doch noch lauter als Sturm und Donner tönt ihr Ruf: «Herr, strafe sie nicht in deinem Grimme!» Ein ergreifendes Bild.

Und nach dem Gewitter zittern ihre langgestielten Blätter, sie zittern noch lange, ja sie zittern fast immer. Wer könnte diese Erregung nicht verstehen, der bedenkt, dass von allen Bäumen im Wiesengrund die Pappeln dem zerschmetternden Strahl am nächsten ist und dass sie unter des Sturmes Toben so entsetzlich leidet! Jedoch man sagt, dass dies die wahre Ursache des Bebens nicht sei. Auch sei die Pappel nicht immer so edel gewesen. Früher habe sie sich eingebildet, sie verdanke sich selbst den hohen Wuchs, und alle müssten sie anstaunen. Hochmütig, voll Verachtung habe sie auf alle herabgeschaut. Sie sei in ihrer Selbstüberhebung so weit gegangen, zu behaupten, es gäbe nur eines, was verdiene, Erde genannt zu werden, und das sei die Wiese, und auf dieser fände man nur eines, würdig als Baum angesehen zu werden, und das sei die Pappel. Ihr Eigendünkel verbot ihr sogar, sich vor dem Herrn, als er noch auf Erden lebte, zu beugen, wie alle Bäume es taten. Das Schlimmste aber sei am Todestage Christi geschehen. Während der schrecklichen Stunden, als der Herr am Kreuze litt, verhüllte die Sonne ihr Antlitz, erschüttert standen die Menschen da, die Tiere suchten ihre Verstecke auf, die Weide trauerte, die Rebe weinte, die Zypresse klagte. Da näherte sich Astarot, der Todesengel, dem Kreuze, und da rief der Heiland: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!» Jetzt erbebte die ganze Natur, das Gras, die Blumen, die Blätter, die Zweige. Nur die Pappeln blieben kalt. Sie sprachen: «Was geht uns dein Leiden an! Wir Pappeln haben nicht gesündigt, wir sind rein!» Darauf trat Astarot zu dem hochmütigen Baum und berührte ihn. Und seither zittern seine Blätter und können keine Ruhe finden. Doch durch Gutes suchen sie nun das Böse ihrer Vergangenheit zu sühnen. So sagt man.

Mühle in Bläsheim

Das kann uns nur freuen, ebenso dass die anderen Bäume ihr nichts nachtragen. Pappel, Erle und Weide stehen heute in Liebe und Eintracht beisammen am Ufer, als wäre es immer so gewesen. Die Gäste des einen Baumes sind auch dem andern willkommen. Doch besonders gerne ruhen Krähe und Elster aus bei der Pappel und schaukeln sich auf ihren schwanken Aesten. Die Goldamsel ersinnt in ihrem lichtumflossenen Wipfel die vornehmen Lieder, voll Wohllaut und süssem Schmelz. Aber auch die Stare lieben sie. Im Herbst kommen sie zuweilen in grossen Schwärmen, schon von weitem hört man sie schwatzen. Plötzlich erhebt sich die unstete Schar, und fort ist sie. Nun ist alles still und ruhig. Nur die Blätter zittern, uns erinnernd an den früheren Hochmut der Pappeln.

Aussichtsturm auf dem Glöckelsberg bei Bläsheim

Handwerk und Zünfte im alten Oberehnheim

Von O. Pisot (Schluss)

Wenn ein Schreinergeselle nach Oberehnheim kam, so sollte er nach der Schreinerherberge fragen und alsdann nach dem Zuschickmeister senden. Der Zuschickmeister hatte den Gesellen zu fragen, ob er willens sei, allhier zu arbeiten. Auf seine Bitte um Arbeit war der Zuschickmeister verpflichtet, dem Gesellen um Arbeit zu schauen. War Arbeitsgelegenheit gefunden, so sollte der fremde Geselle ein Mass (2 l) Wein und für 2 Pfg. Brot und der neue Meister dasselbe schuldig sein. Nachdem Brot und Wein kameradschaftlich verzehrt waren, wurde der Geselle in seines Meisters Haus geleitet.

Zunächst wurde der Geselle nur auf eine 14tägige Probezeit eingestellt. Hielt er diese Probezeit nicht aus, so war ihm der Meister keinen Lohn schuldig. Ja, er musste sogar dem Meister das Mass Zuschickwein und die 2 Pfg. Brot zurückerstatten und durfte während vier Wochen auf keinerlei Arbeitsbeschaffung rechnen. Blieb der Geselle beim Meister in Arbeit, so konnte er nach einer beliebigen Zeit und nach üblicher Kündigung seinen Wanderstab weitersetzen. Er erhielt dann meistens von der Zunft einen Gesellenbrief ausgestellt. Derselbe war ein gedrucktes Formular, mit einem schmucken Bilde der Stadt geziert und hatte in den verschiedensten Städten fast wörtlich den gleichen Text. Nachstehend ein Gesellenbrief aus Strassburg :

«Wir die diesjährigen Ober-Meister und Geschworenen eines Ehrsamen Handwerks der Gold-, Silber- und Seiden-Knopfmacher, wie auch Crepin- und Handwerker, in löblicher Stadt Strassburg urkunden hiemit, dass der bescheidene Gesell Johann Caspar Monnet, von Vasslenheim gebürtig, so bei unserem hiesigen Mitmeister Kaspar Monnet-Matter in Vasslenheim in Arbeit gestanden seye, und sich während der Zeit getreu, fleissig, ehrlich und friedfertig aufgeführt habe. Wesswegen wir Ihn zu Beförderung seines Glückes jedermann nach Standesgebühr, insonderheit unsere werthen Handwercksgenossen bestens empfehlen, davor aber unsere ähnlichen Gegendienste bereitwillig anbieten.

Gegeben zu Strassburg am Rhein den 7 Augstmonat 1791.

Der Obermeister — Meister bey dem der Gesell gearbeitet.

War die Wanderzeit glücklich beendet, so lenkte der Geselle seine Schritte frohgemut der Heimat zu, schuf sein Meisterstück und trat als Meister in die Zunft ein. Aber nicht jeder Wanderbursch landete wieder glücklich im Heimathafen. Der eine oder andere sank vom Wanderburschen zum Fechtbruder und Landstreicher, endete jämmerlich am Strassenrande oder fiel noch dem Scharfrichter in die Hände.

Wenn auch die Stadtbehörde die Zünfte und ihre Satzungen anerkannte und ihr Wirken förderte, so versäumte sie nicht, ihnen gegenüber ihre obrigkeitlichen Rechte geltend zu machen, wenn es das Wohl der Stadt erheischte. Nicht selten griff sie mit Geboten und Verordnungen ein, um Misstände bei den Zünften zu rügen und zu beseitigen. Hierbei ist es erklärlich, dass sich die täglichen Bedarfsmittel des Lebens, Brot, Fleisch, alle Nahrungsmittel und der hochgeschätzte Wein einer liebevollen Fürsorge der Obrigkeit erfreuten.

Den Bäckern gab man (1649) eine Bäcker- und Brotschauerordnung, welche alle nötigen Vorschriften bis in die geringsten Einzelheiten enthielt. Das sind Anordnungen über die Mehlsorten, über das Gewicht der Helbling- ($^1/_2$ Pfg.), der Pfennig-, der Batzen- (8 Pfg.), der Kreuzer- (2 Pfg.) und der Plappertwecken, über den Preis der Brotlaibe, der sich nach dem Kornpreis richtete, für die Weissbrot- und die Schwarzbrotbäcker, für die Hausbäcker und auch «damit das Brodt sonsten recht und wohl ausgebachen werde». 1705 bringen die Ratsprotokolle eine neue Ordnung. Darnach soll keinem der Schwarzbäcker, welche den Bürgern das Hausbrot zu backen pflegen, erlaubt sein, weder Schwarz- noch Weissbrot zu backen und zwar bei Strafe von 7 Pfd. 10 Schilling (250 Frs.), wovon die eine Hälfte der Stadtkasse, die andere Hälfte der Ehrbaren Bäckerzunft zugute kam. Diese Schwarzbäcker wurden auch «Husfürer», Hausbäcker genannt. Der Entgelt für ihre Dienstleistung war ebenfalls genau bestimmt. Sie durften auch nicht auf Verkauf backen, noch Brot feil halten. Wohl war ihnen erlaubt, Weissmehl, Griess, Hirse, geröllte Gerste und Hafermehl öffentlich feil zu halten und zu verkaufen.

Den Weissbäckern allein war erlaubt, Weiss-, Schwarz- und Roggenbrot nach Anweisung und Taxe der Brotschauer zu backen und auch die den Schwarzbäckern zugestandenen Bäckerwaren zum Verkauf zu halten.

Etwas eigenartig ist der Artikel, der anordnet, dass es den gesamten Weissbäckern nicht erlaubt sei, täglich Weissbrot zu backen, sondern nur an den drei bestimmten («Ordinary») Backtagen. Auf diese Tage selbst durfte der Weissbäcker seinen Weissteig erst um 2 Uhr am Vorabend des

Backtages in den Ofen bringen und am Vortage selbst noch kein Weissbrot verkaufen. Ausnahmen waren nur gestattet für kranke Personen, für Kindbetterinnen, für den Herrn Bürgermeister oder irgend eine Magistratsperson.

Zu Beginn des Jahres mussten sämtliche Bäcker auf ihrer Zunft zusammenkommen und sich darüber einigen, wer Schwarz- oder Weissbrot backen wolle. Bei dieser Regelung musste es für ein Jahr bleiben.

Damit die zahlreichen Vorschriften auch befolgt wurden, waren als Aufsichtsbeamte die «geschworenen Brotschauer» gesetzt. Sie hatten nach dem Stadtbuch (1380) zu schwören, an den drei Backtagen in den Backstuben und an den Brotbänken alles Brot zu prüfen nach «Louff und Kouff» (Lauf und Kauf) und zu melden, was zu rügen war auf den Stuben, in den Wirtshäusern, an den Toren und auf den Gassen. 1429 folgte eine besondere Anweisung: «Es sollen auch fürohin alle Bäckerweiber oder Dienstgesinde aus den Kammern und den Behältnissen gehen und nicht zugegen sein, so die Brotschauer das Brot beschauen. Und ob sie grob werden und nicht abtreten wollen, mögen sie sie wohl heissen abtreten.» Das Rügbuch nennt die fünf jährlich vom Rat gesetzten Brotschauer für die Jahre 1493—1497. Auch das Brot, das an fremden Orten verkauft zu werden bestimmt war, mussten die Bäcker durch die verordneten Schauer prüfen lassen (1590). Dass die Brotschauer ihres Amtes pflichtgetreu walteten, beweisen die vielen Strafen, die über die Bäcker verhängt wurden. Nach altem Herkommen fiel die Hälfte der Strafe der Zunft zu, wenn aber zu klein gebacken wurde, so wurde nach einem Ratsbeschluss von 1460 die gesamte Strafsumme an die Stadtkasse abgeführt.

Die Müller, die auch zur Bäckerzunft gehörten, durften niemand ausschlagen zu mahlen. Als Mahllohn war ihnen gestattet, vom Viertel (6 Sester) Korn 10 Pfd. zu nehmen, aber nur einmal. Es galt der Grundsatz: «Wer zuerst kommt, mahlt zuerst». Doch hatte der Einheimische das Vorrecht vor den Fremden. Weissmehl, Gries, Hirse, Hafermehl und geröllte Gerste durfte der Müller bei Strafe von 3 Pfd. (300 Frs.) nicht feilbieten. Tauben zu halten, war dem Müller nicht erlaubt, auch keine Gänse und Enten. An Hühnern waren ihm 6 Stück gestattet, 5 Hennen und ein Hahn (1531). Er durfte auch zwei Schweine haben, aber später wurde dies insofern eingeschränkt, dass er dieselben unter die Gemeindeherde schicken musste (1619). Kein Müller durfte Getreide einkaufen als in Gegenwart der geschworenen Kornmesser. Jeden Donnerstag (Wochenmarkt) erklang die Kornglocke zur rechten Zeit, so wie es der Stättmiester gebot (1380).

Wie die Bäcker durch die Brotschauer, so wurden die Metzger durch die Fleischschauer streng überwacht. Eine Ordnung von 1380 regelte so eingehend das Schlachten und den Fleischverkauf, dass wohl keine Einzelheit übersehen worden ist. Die amtlichen Verkaufststellen waren die Fleischbänke in der Stadtmetzig. Sie wurden von der Stadt an 5 Metzger auf 14 Jahre vergeben. Der Mietpreis von 35 Schilling (70 Frs.) war jährlich zu Fastnacht dem Zinsmeister zu entrichten. Von Fastnacht bis Ostern war das Schlachten und Fleischessen verboten. Schweine wurden nicht nur hier, sondern auch in Strassburg, Molsheim und Schlettstadt gekauft. Die Ratsprotokolle beschäftigen sich sehr oft mit den Metzgern. 1582 wurde jeder der 5 Metzger mit 1 Pfd. (100 Frs.) bestraft, weil allerhand Unordnung wegen des Rind- und Schweinefleisches eingerissen war. 1590 wollten sich die Metzger nicht der alten Ordnung fügen, so dass der Rat samt den Zunftmeistern beschloss, dass den Metzgern für 8 Jahre das Schlachten untersagt sei. Die städtischen Fleischbänke sollten an auswärtige Metzger vermietet werden. Aus den Urkunden geht hervor, dass auch finniges Fleisch zum Verkauf zugelassen wurde, allerdings zu einem niedrigeren Preise. Während für gutes Schweinefleisch (1595) ein Preis von $6^1/_2$ Pfg. (1 Fr.) für das Pfund festgesetzt wurde, durfte das finnige Fleisch nur 5 Pfg. (0,75 Fr.) kosten. Das finnige Fleisch konnte nur ausserhalb der Stadtbänke ausgehauen werden. Nur hier durfte das Fleisch von Widdern und Schafen, von verschnittenen Hämmeln und Geisböcken, das Pfund zu 2 Pfg. (0,30 Fr.) gehauen und verkauft werden.

Wenn man auffallender Weise nachsichtig war für den Verkauf des finnigen Fleisches, so war man streng gegen den Verkauf von «schelmigen» (seuchenkranken) Tieren und den von «Porpeln» (Rotlauf) befallenen Schweinen. Bei ihren Eiden sollten die Metzger selbst solches Fleisch nicht verkaufen und auch nicht dulden, dass es von anderen vertrieben würde und zwar so lange, bis «solche Gebresten wieder abgangen waren».

Die Metzger waren unter grosser Strafe, (5 Pfd. = 500 Frs.) gehalten, das Fett oder Unschlitt nur in der Stadt den Krempen zu liefern. Wie wichtig dem Rat diese Anordnung galt, geht aus der Wendung hervor: «Wenn in dieser Frage wieder geklagt würde, so werden die Metzger derart gestraft werden, dass sie der Herren Ernst spüren sollen» (1584).

Aus dem Unschlitt oder Talg sollten die Krempen Lichter machen und solche nach dem Gewicht und nicht beim Pfennigwert verkaufen.

Die Küfer waren nach der Küferordnung von 1542 an Zahl recht ansehnlich. Es gab 15 Meister und 1752 sogar 43 Zunftgesellen. Ihnen lag es ob, den Wein zu verladen. Das eigentliche Kaufgeschäft leiteten die geschworenen Weinstecher, die, nebenbei bemerkt, noch Polizeibeamte waren. Die Küfer durften für Kaufleute nicht nur keinen Wein kaufen, sie mussten es auch vermeiden, den Käufern irgend einen Rat zu geben, welcher Wein zu empfehlen sei. Nur wenn ein Kaufmann seine Knechte mit ihrem Wagen zum Weinkauf hierher sandte, konnten auch die Küfer das Kaufgeschäft ganz erledigen. Verboten war den Küfern, den Wein «mehr zu wisseln» (höher zu taxen, als es die vereidigten Weinsiegler getan). Wo sie dieses Vergehen feststellten, mussten sie es zur Anzeige bringen. Wollte der Kaufmann einen höheren Preis bezahlen, so war für eine Kanne (1 l) anderthalb Mass (3 l) zu rechnen. Was getrunken und verschüttet wurde, was rinnt, das sollte der Küfer dem Käufer anrechnen. Weiter verlangt man vom Küfer, dass er Wein wenen (abfüllen) soll, sei es lützel (wenig) oder viel und es tun möge getreulich, niemand zu Liebe oder zu Leide.

Ueber die Schuhmacher, etwa 30 an der Zahl, finden wir nur einen Eintrag vom Jahre 1622. Da die Schuster «ungescheut» für ein Paar Schuh 5 bis 6 Gulden (50—60 Frs.) verlangten, dadurch die Bürgerschaft überforderten und es den wenig Bemittelten unmöglich machten, so teuere Schuhe zu kaufen, verordnete der Rat, dass jeder Schuhmacher dem Ansuchen der Bürger, bei ihm im Hause zu arbeiten, innerhalb 3 Wochen nachkommen müsse, wenn er nicht 5 Pfd. (500 Frs.) Strafe zahlen wollte.

In ähnlicher Weise machte der Rat 1624 den

Schreinern Vorstellungen, die die armen Leute besonders im Preise der «Totenbäume» übernahmen und dafür 2 Gulden (100 Frs.) forderten. Ein Schreiner wurde deshalb mit 10 Schilling (20 Frs.) bestraft und verfügt, dass ein Sarg nicht mehr als einen Reichstaler (30 Frs.) kosten dürfe.

Mit den Schneidern hingegen erklärte sich der Rat 1574 einverstanden, dass sie nach dem Artikel ihres Zuntfbriefes verlangen, einheimische Schneider vor den fremden vorzuziehen bei Strafe von 1 Pfd. (100 Frs.). Im Jahre 1606 aber sah sich der Rat genötigt einzugreifen. Alle Schneider wurden aufgefordert, dass sie fernerhin sowohl abends wie morgens sich bei rechter Zeit mit ihrem Gesind in die Kundenhäuser begeben und den Tag über bei Arbeit und Gesind verbleiben mögen. Das Gesind solle sich abends, wenn die Tore geschlossen werden, von den Gassen weg in die Kundenhäuser verfügen. Welche über diese Zeit erwischt würden, sollten ins Narrenhäuslein gelegt werden.

Noch ernster wurde ein Zusammenstoss der Schneider mit der Stadtobrigkeit im Jahre 1741, der sich wie ein Schatten ausnimmt, den die Revolution vorauswarf. Am 12. November jenes Jahres hielten die Schneider auf ihrer Zunft-

stube eine Versammlung ohne Zunftmeister und ohne Vorwissen des Oberherrn. Darin «unterstanden» sich die Meister «zusammenzufädeln», dass kein Schneider mehr im Tagelohn arbeiten solle, bei Strafe eines Tagelohnes. Nach Ansicht der Meister könnten sie bei dem geringen Tagelohn nicht bestehen. Sehr ungehalten erklärte der Stadtrat, dass dies kein stichhaltiger Grund sein könne, da doch die Schneider bei der Hausarbeit von ihrem Brot befreit seien und einem anderen auf der Kost sitzen. Der Beschluss der satzungswidrigen Versammlung wurde null und nichtig erklärt, alle derartigen ungesetzlichen Versammlungen unter einer Strafe von 15 Gulden (750 Frs.) verboten und der Eintrag des Ratsbeschlusses in das Zunftbuch befohlen.

Den Scherern und Badern befiehlt das Stadtbuch (1380): «Männiglich wahrzunehmen, den sie scheren oder baden lassen oder schrapfen oder sonst Arzneien tun. An welchem sie bemerken, dass er zur Maletzy geschickt (zur ärztlichen Untersuchung auf Aussatz), so sollen sie es einem Stättmeister geheim melden. Sie sollen auch bei ihrem Eid keinen Fremden oder Einheimischen auf keinen Sonntag nicht scheren.»

Schmiede und Schlosser mussten ihr Eisen von der hiesigen Stadt kaufen, die dafür wie für das Salz den Alleinverkauf hatte. Zuwiderhandlungen wurden mit 3 Pfd. (300 Frs.) geahnt.

Ausser diesen wenigen Handwerkern scheint die grössere Zahl nicht das besondere Augenmerk der Obrigkeit auf sich gelenkt zu haben. Sie wurde in der friedlichen Ausübung der Arbeit nicht gestört, aber bei der Steuer nicht vergessen.

Von Alters her wurden die Gewerbsleute und Handwerker zu einer besonderen Abgabe, dem Gewerbezoll, herangezogen. Im Jahre 1584 scheint dieser Zoll abgeschüttelt worden zu sein. Doch als zu Beginn des neuen Jahrhunderts die Ausgaben der Stadt stark anwuchsen, wobei besonders die Türkenschatzung und die Kreishilfen als drückend empfunden wurden, erinnerte sich der Rat dieser verlorenen Einnahmequelle. 1605 ordnete er an, dass alle Handwerksleute, welche fertige Arbeit oder Waren feil hatten und verkauften, den Gewerbezoll zu jeder Fronfasten in der Höhe von 1 Pfg. (0,15 Frs.) vom Gulden (50 Frs.) dem Zöllner unfehlbar zu entrichten hatten. Das war eine Umsatzsteuer der alten Zeit.

Wie die erwähnten Eingriffe der Stadtbehörde beweisen, war das Zunftwesen nicht frei von Auswüchsen, Unvollkommenheiten und Missständen. Es nahm mit der Zeit starre Formen an und hielt bisweilen mit dem Fortschritt der Zeiten und den neuen Errungenschaften nicht gleichen Schritt. Diese Tatsache ist schon frühe von verschiedener Seite erkannt und gerügt worden. Eine hiesige Urkunde, leider ohne Datum, die aber aus dem 17. Jahrhundert stammen mag, zählt in 20 Artikeln die «Mehrfachen Missbräuch und Unordnungen bey denen Handwerks Zünfften» auf. Es seien die wichtigsten Punkte erwähnt.

Zunächst beklagt man die Ungleichheit in der Bewertung der verschiedenen Handwerke. Gewisse Handwerker wollten besser sein als andere. Trotzdem die Augsburger Reichsordnung von 1548 diesem Missbrauch zu steuern suchte, wurden Leineweber, Barbierer, Trompeter, Scheffler, Müller, Zoller, Pfeifer und Bader auch weiterhin nicht als vollwertig anerkannt. Aehnlich erging es den Totengräbern, den Gerichts- und Stadtknechten, welche berufshalber mit den Malefizpersonen (Verbrechern) zu tun hatten. Wenn ein Handwerksmann die Tochter eines solchen «Nichtanerkannten» ehelichte, so wurden ihm «Ungelegenheiten» bereitet. Auch wer sich nicht bei der Lade einschreiben liess, galt als unredlich. Die Rot- und Weissgerber betrachteten als unredlich die Kollegen, welche Hundshäute gerbten. Als unredlich galt der Bursche, der einen Hund oder eine Katze totschlägt, sie ertränkt oder nur eine tote Katze berührt. Bei solchen Fällen kam wohl eigenmächtig der Abdecker, schlug sein Messer in die Türschwelle, holte den Gesellen bei der Arbeit ab oder erpresste sich von ihm ein Lösegeld. Wenn ein Handwerker sich erlaubte, mit dem Scharfrich-

ter oder dem Abdecker zu essen oder zu trinken oder gar an der Hochzeit dieser Leute teilzunehmen, so galt dies als eine Unredlichkeit, so dass das gesamte Gesinde das Haus verlassen musste.

Uneheliche Kinder, die aber durch die «nacherfolgten» Eltern anerkannt worden waren, konnten niemals als ehrlich in eine Handwerkszunft aufgenommen werden. Ebenso wurde der Handwerker, der ein Verbrechen begangen, es aber durch die gerichtliche Strafe abgebüsst hatte, nie mehr als redlich anerkannt. Ja, ein Angeklagter, der die Tortur überstanden und freigesprochen worden war, konnte an manchen Orten bei den Handwerkern nicht mehr «passieren».

Weitere Klagen betreffen die abweichenden Bestimmungen in den verschiedenen Orten für die Lehrzeit, die Gesellenstücke und die Meisterschaft. Die Meisterschaft war nicht nur an manche Bedingungen geknüpft, Wanderschaft, Bürgerrecht, Bruderschaft, Verheiratung, sondern meistens mit grossen Kosten verbunden. Schenken und Schmaus wurden oft übertrieben.

Die Urkunde bemängelt, dass manche Handwerker die Leute auch in wohlfeiler Zeit «übernehmen», dass die Handwerker eine eigene Gerichtsbarkeit für sich beanspruchen, und dass sie diejenigen bestrafen, die sich den obrigkeitlichen Gesetzen fügen.

Trotz dieser Misstände hatten sich die Zünfte noch nicht überlebt, als ihnen die grosse Revolution durch Einführung der Gewerbefreiheit ein frühzeitiges Ende bereitete. Andere Länder folgten etwas später mit derselben Massnahme. Heute kämpft das Handwerk einen schweren Kampf mit der Maschine. In diesem Ringen greift das Handwerk wieder auf zweckmässige Einrichtungen der Zünfte zurück.

Im Volksleben aber hat das Handwerk tiefe Spuren eingegraben. Strassen und Familien haben ihre Namen dem Handwerk entnommen. Redensarten: über den Löffel balbieren, über einen Leisten schlagen, einem das Handwerk legen, einer Zunft angehören u. dgl. wurzeln ebenfalls im Handwerk. Freudig singt unsere Jugend die trauten Wanderlieder in den luftigen Hallen des rauschenden Waldes. Es belebt die Stimmung jeder Gesellschaft, wenn zur Zupfgeige die launigen Verse von den Leinewebern ertönen, dieser saubern Zunft, denn «sie nehmen keinen Lehrjungen an, der nicht sechs Wochen hungern kann». Noch mehr muss in Scherz und Lied das alte Schneiderlein herhalten, das niemals Kleiderstoff übrig hat, da es die Reste in die Hölle fallen lässt. Belacht werden die Meisterstücke der drei Schneider in Ingelheim am Rhein, die mit einem Fingerhut voll Wein fürstlich belohnt werden, und auch die 99 Schneider, die nach Herzenslust von einer gebratenen Laus oder einem gebackenen Floh schmausen und sich mit einem Fingerhut voll Wein noch einen Rausch antrinken.

Wir aber in Oberehnheim gedenken in dankbarer Freude der einstigen Meister unserer mittelalterlichen Zünfte, welche uns den herrlichen Auferstehungsaltar (1504) und die farbenprächtigen Kirchenfenster (15. Jahrhundert) hinterlassen haben, beides Werke von unbekannten Meistern, deren Namen wir so gerne der Vergessenheit entreissen möchten. Bekannt ist uns hingegen als hervorragender Zinngiesser Augustin Güntzer, hier geboren 1596. Ebenso wissen wir, dass wir das Getäfel im stattlichen Rathaussaale den Meistern Thomas Wild und Michel Seckhel und die kunstvollen Schlosserarbeiten dem Meister Lienhart Haffner verdanken.

Bitscherland

Von Agathe Plützer

Im nordöstlichen Teil Lothringens liegt das Bitscherland. Früher waren viele der irrigen Ansicht, das Bitscher Waldland sei öd und unwirtlich, ein von der Natur äusserst stiefmütterlich behandeltes und jeder Kultur fernstehendes Fleckchen Erde. Missachtend sprachen die vom platten Land, die das Bitscherland nur vom Hörensagen kannten, das alle Intelligenz und Lebensart ausschliessende Wort «Bitscherländer», oder auch wohl spöttisch «Bitscherländer Hawersack», um auf die geringe Ergiebigkeit des Bodens hinzudeuten. Die oft gebrauchte Redensart: «Er ist us em Gewäll» (Gewälde) sollte heissen: «Von so einem Waldmensch kann man nicht viel verlangen». Im westlichen Lothringen war unter manchen Beamten folgende Redensart gebräuchlich geworden: «Du sollst Vater und Mutter ehren, sonst kommst du ins Bitscherland». Und sonderbarerweise wollte niemand zum eigentlichen Bitscherland gehören. Von welcher Seite man auch hinkommen mochte, immer fing es erst etwas weiter dahinten an. Heute aber wird sich hoffentlich keiner mehr seiner herrlichen, unvergleichlich schönen Bergheimat schämen.

Dunkle, harzduftende Tannen und Kiefernwälder krönen meistens die Bitscherlandbergkuppen. Weiche, tannadelüberrieselte Waldwege führen in geheimnisvolles Walddämmern hinein zu tiefgründigen Schluchten, durch die sich brausend der schäumende Wildbach seinen Weg erzwingt, zu mächtigragenden, übereinander getürmten Sandsteinfelsen, die oft merkwürdige Formen aufweisen, wie der dem Vogesenwanderer bekannte Kammerfelsen bei Sucht. Stundenlang kann man auf dem Nadelteppich lautlos dahinschreiten, ohne dass einem ein Mensch begegnet. Ueppige Moospolster laden zum Niedersitzen ein. In der feuchtwarmen, sommerlichen Waldluft riecht es nach Pilzen, die in reicher Vielfalt, in allen Gestalten und Farben hier aus dem Boden schiessen. In manchen Teilen erfreut sich das Bitscherland aber auch herrlicher, hochragender Buchenwälder, in denen der Fuss im raschelnden Laub versinkt und die Sonne goldene Lichter durch's Blätterdach rinnen lässt. Wälder sind es, so unsagbar friedevoll, dass man gar nicht mehr fortgehen möchte ins brausende Alltagsleben hinein, dass man wünschte, die Zeit würde hier stillstehn, Wälder, in denen man sich Gott und der Ewigkeit näher fühlt, in denen die Natur mit tausend klingenden Stimmen zu uns spricht, Wälder, von denen man sehnsüchtig noch träumt, wenn man sie längst verlassen hat.

Das Bitscherland hat zahlreiche, von Bergen, Wäldern und Felsen umschlossene Weiher, die wie verzaubert im geheimnistiefen Walddämmer ruhen. Bei Bannstein liegt der grosse Hanauerweiher, die Perle des Bitscherlandes, welcher besonders in der schönen Jahreszeit das Ziel vieler Ausflügler ist. In kleinen Booten rudern frohe Menschen auf dem spiegelklaren See. In der freundlichen Gaststätte am Ufer, von dem aus man einen einzigartigen Ausblick auf den Weiher hat, lässt sich ausnehmend gut leben. Nicht weit vom Hanauerweiher liegt, rings von Wäldern umgürtet, still und dunkel wie ein grosses Auge der Waldeckerweiher, auf dem im Sommer die weissen Seerosen sich wiegen. In neuerer Zeit ist der in der Nähe von Bitsch gelegene Hasselfurter Weiher als Ausflugsort beliebt geworden. Aus der Fülle der grösseren und kleineren Waldweiher seien noch der Liesbacherweiher, der am Weg nach Falkenstein liegt, und der Löchersbacherweiher bei Lambach herausgegriffen.

In weite Vergangenheit zurück reichen die graubemoosten, einsamen Waldkapellen, an denen im Bitscherland kein Mangel ist. Da ist an erster Stelle die Kapelle von Mutterhausen zu nennen mit dem berühmten Gnadenbild der Muttergottes, die in den Falten ihres Mantels vierzehn Mühselige und Beladene birgt. Ueberaus romantisch liegt bei Enchenberg im Lambachertal auf einem felsigen Bergrücken die im Dreissigjährigen Krieg von Schweizersoldaten erbaute Verenakapelle. Alljährlich am 1. Mai ist grosser Wallfahrtstag, Maitag genannt. Zwischen Sucht und Mombronn liegt mitten in den Wäldern eine uralte, Moderduft ausströmende Pauluskapelle. Berühmt ist die Wallfahrtskirche des heiligen Chrodegang in dem Walddorf Althorn bei Götzenbrück. Es heisst, dass von zwei Mädchen, die einmal am Breitenstein in den Waldpfad einbogen, der nach Althorn führt, die eine vorbetete: «Heiliger Chrodegang, bescher mir e Mann», und die andere fortsetzte: «Un mir a äne».

Von Stürzelbronn, dem waldumschlossenen Bitscherlanddorf mit der 1135 von einem lothringischen Herzog erbauten Cisterzienserabtei, in deren Ruinen die Dorfhäuser hineingebaut sind, und von dem einzigartigen Kalenderstein, der in die Wand der Dorfkirche eingemauert ist, wird jeder schon gehört haben. Von der Bedeutung, die das Bitscherland früher besass, von dem Leben in längstverklungenen Zeiten legen die

H. Bacher Bitsch

vielen Burgruinen Zeugnis ab, von denen Falkenstein wohl die schönste ist. Auch die Ruine Waldeck muss einst eine mächtige Burg gewesen sein, man sieht es noch an den gewaltigen Mauerresten, an den grossen Höfen und den verschlungenen Wegen, die hinaufführen. Von der zinnengekrönten Plattform aus hat man eine grosse Fernsicht über viele neben- und hintereinanderliegende Bergkuppen.

Gebirgsgegenden waren von jeher der Entstehung und der Erhaltung der Sage hold. Sie liebt Stille und Abgeschiedenheit, eine einfache, der lauten Welt abgekehrte Lebensweise. Da hat nun das Bitscherland seine reichbewaldeten Höhen, seine tiefen Waldgründe, seine dunklen Seen und seine romantischen Burgruinen, darinnen einst kühne Ritter lebten: Anregungsstoff zu Sagen genug. Viele der erlesensten Bitscherlandsagen sind gesammelt worden, u. a. «Das Hunnenlager bei Haspelscheid», «Herzogshand», «Erbsenthal», «Dreipeterstein bei Sucht», «Geisterfelsen bei Meisenthal». An schützende Bergwände gelehnt und in Talsohlen gezwängt, liegen die sauberen Bitscherlanddörfer mit ihren ziegelgedeckten, blumengeschmückten Häusern, dem spitzen Kirchturm, den sauberen Strassen, den sandigen Plätzen, mit dem silberschimmernden Dorfbach, in dessen klarem Wasser die Frauen ihre Wäsche schwenken.

Stolz und frei wie ihre Heimatberge, sing- und springlustig wie der Waldquell, rein und gesund wie die Bergluft sind die Bitscherländer, so recht das Produkt ihrer einzigschönen Heimat, nicht so herb und schwerblütig wie die Bewohner der Ebene. Nirgends findet man so klare Singstimmen, eine so grosse Begeisterung für den Gesang, einen solchen kostbaren Schatz alter Volkslieder wie gerade im Bitscherland.

Zwar ist der leichte Sandboden des Bitscher Waldlandes nicht so günstig wie der schwere Kalk- und Lehmboden des Saargaues und des lothringischen Hügellandes, aber Roggen, Hafer,

Gerste und vor allem Kartoffeln gedeihen gut. Auch das Bitscherland leidet gegenwärtig unter der grossen Weltwirtschatfskrise, deren bedauerliche Ausstrahlungen auch das kleinste Dorf berühren. Die Arbeiter, die in den Fabriken von Münzthal, Meisenthal, Götzenbrück oder sonstwo auswärts arbeiten, klagen über karge, unzureichende Löhne, über häufige Feierschichten. Auch die Holzschuhmacher spüren die Folgen der Ueberproduktion : Grosse Vorräte — kleiner Absatz ! Manche finden noch etwas Verdienst als Holzfäller in den ausgedehnten Forsten oder in den Sandsteinbrüchen.

Einen köstlichen Schatz besitzen die Bitscherländer in ihren Beeren, die manchmal in ungeheurer Fülle in den Wäldern und Waldlichtungen wachsen. Die sommerliche Heidelbeerenzeit ist für die Waldkinder eine schöne, eine selige Zeit. Sobald die Schule um 4 Uhr aus ist, an Donnerstagen schon frühmorgens, zieht die ganze Dorfjugend in den Heidelbeerenwald, ausgerüstet mit Körben, Töpfen, Gläsern. Ihren Henkeltopf binden sie mit einem Seil um die Hüften, damit sie ihn beim Pflücken nicht zu halten brauchen. Die kleinen, behenden Finger füllen das Glas und leeren es in den Topf oder Korb. Das Lachen und Kreischen der sorglosen Kinderschar erfüllt den sonst stillen Wald mit Leben. Sind Töpfe und Körbe gefüllt und sinkt der rote Sonnenball hinter die Wälder, dann ziehen die müden Beerensammler mit ihren schwarzgefärbten Gesichtern durch die sonnendurchwärmten Sandwege dem Dorf zu, über dessen roten Dächern sich der Abendrauch kräuselt, der von baldiger Abendmahlzeit spricht. Manchmal wird im lustigen Kinderchor ein Heidelbeerliedchen gesungen :

Ridde, radde, reere,
Mer kummen us de Beere,
's Beeremännel isch zu uns kumm,
Hat uns d'Beere-n-all genumm
Bis uff äni,
Gar e kläni,
Schüssele leer,
Plättele leer,
Wenn ich numme dehäm wär ! —

Wenn die Erwachsenen sonst nichts zu tun haben, gehen sie auch Beeren pflücken. Die kleinen, süssen Früchte werden mit der Eisenbahn weiterbefördert. Manche Frauen tragen sie zum Verkauf selber in die Dörfer, wo keine wachsen. Die Brombeerernte fällt gerade in die Zeit der grossen Schulferien. Die sonnigen Felshänge der Berge, weite baumlose Strecken, sind mit den wildrankenden dornigen Schwarzbeeren bewachsen, und Körbe über Körbe voll werden ins Tal geschleppt.

Du bist schön, Bitscherland, wenn die Sonne auf deine unergründlichen Wälder niederbrennt, wenn im Frühling des Ginsters funkelndes Gold von deinen Bergen und Hängen lodert, wenn der milde Glanz der Septembersonne, der wunderklare Herbsthimmel auf deinen rosigschimmernden Heidefeldern ruht.

Du bist schön, wenn der entfesselte Bergsturm sein wildes Lied in deinen Tannenforsten brüllt, wenn grelle Blitze dunkle Wolkenwände zerreissen und der Donner zwischen deinen Felsbergen widerhallt.

Du bist schön, wenn der Schnee sich schimmernd auf deine Berge und Felsen legt, wenn der Rauhreif die Zweige deiner Waldbäume kristallen umrandet, dass man sich in ein Zauberland versetzt glaubt.

Du bist schön, wenn deine frischen Waldbuben und Mädel die Berghänge hinabrodeln und der klingende Forst deine Murmelbäche in eisigen Banden festhält.

Ihr alle aber, die ihr das Schöne immer erst in fremden Gegenden sucht, die ihr den stillen, waldduftigen Reiz des Bitscherlandes leider noch nicht kennt, macht euch auf nach den dunklen Waldgründen, nach den verträumten Waldweihern und wandert durch die schweigsamen Wälder ! Das Bitscherland schenkt sich euch selbst mit seinem ganzen Zauber. Eure Augen können nicht scharf genug sein, euer Atem nicht tief genug, um soviel Luft und Schönheit aufzunehmen.

Bitscherland, du waldstilles schönes Bergland, sei gegrüsst !

Der Rengerbauer

Von Charles Hummel

Die Renger hingen fest an der Scholle. Sie konnten ihren Stammbaum auf eine Vergangenheit von über dreihundert Jahren zurückverfolgen und bewahrten als alte Familientradition auch nach 1870 unter deutscher Herrschaft die Anhänglichkeit an Frankreich. Ein Onkel des Besitzers des Rengerhofes lebte in Grenoble als pensionierter, hochbetagter Colonel. Er hatte als junger Leutnant 1870/71 den Feldzug mitgemacht, ehrenvolle Citationen und Orden erhalten und war schliesslich bei Sedan in Gefangenschaft geraten. Als vorbildlicher Soldat hatte er die Regimentsfahne, um sie nicht dem Feinde in die Hände fallen zu lassen, von der Fahnenstange abgerissen und sich um die nackten Lenden gewickelt. So konnte er nach der Entlassung aus der Gefangenschaft die Fahne wieder heil zurückbringen. Ein zerschossener Tchako und ein zerrissener Stiefel wurden wie Reliquien in der Familie aufbewahrt.

Die Renger galten als eine der reichsten Familien im Umkreise. Ihre Besitzung lag in unmittelbarer Nähe der Kreisstadt und erstreckte sich über etliche Morgen Land, das eine mustergültige Bewirtschaftung verriet. Der Rengerbauer arbeitete mit Knechten und Mägden. Trotz dieses schönen Besitztums war er immer übelgelaunt und wortkarg. Diese Verdriesslichkeit rührte von Unstimmigkeiten in der eigenen Familie her. Der Sepp, der in der nahen Kreisstadt die Schule besuchte und in deutscher Gesinnung aufwuchs, zeigte Lust und Liebe zur Berufslaufbahn des Militärbeamten, wovon der Vater aber natürlich nichts wissen wollte. Die Tochter Jeanne liebäugelte mit dem Sohne des Zollbeamten Hartleben, eines Altdeutschen, der nach dem Kriege ins Elsass kam. Der Mutter und Tochter oblag die Führung des Haushaltes und die Sorge für das leibliche Wohl der Familie und des Gesindes. Sie hatten alle Hände voll zu tun, denn sie mussten auch bei der Bewirtschaftung des Gutes fleissig mit Hand anlegen, besonders bei den Erntearbeiten, und waren von morgens früh bis abends spät auf den Füssen. Die Mutter trug immer ein etwas gedrücktes Wesen zur Schau, in ihr Gesicht hatten im Laufe der Jahre Sorge, Kummer und Herzeleid viele Falten gelegt. Nur die Tochter, ein blühendes, jugendfrisches Wesen, lebte froh in den Tag hinein. Junge, beglückende Liebe vergoldete ihres Lebens Mai.

Dunkelheit lagerte noch über dem Dorfe, es krähten erst vereinzelt die Hähne, aber der Rengerbauer hantierte schon fleissig im Hofe. Er war ein Frühaufsteher. Was ihm selbst zur Gewohnheit geworden war, verlangte er auch von seiner Familie und von seinem Gesinde.

Im Stall fütterte der Knecht bereits die Pferde. «Was macht der Braune ?», fragte ihn der Rengerbauer. «Immer noch lahm links hinten», knurrte der Knecht und schob ein Bündel Heu in die Raufe. «Dann muss der Viehdoktor herbei ! Ist der Sepp schon auf ?» fuhr jener weiter. «Der ist noch gar nicht in's Bett gekommen», erwiderte der Knecht. Der Bauer runzelte die Stirn, es zuckte um seine Mundwinkel. «Es ist doch Musterung heute, und da haben die jungen Leute im «Weissen Rössel» eine Vorfeier abgehalten. Ich glaube, sie wollen heut Morgen zu Fuss nach der Kreisstadt», erklärte der Knecht weiter. «Ich weiss», sagte der Bauer und sah sich noch eine Weile im Stalle um. Dann ging er zur Tür. «Du kannst gleich anspannen, es tagt gleich», rief er beim Fortgehen zurück.

Nun schritt er durch den grossen Grasgarten dem Felde zu. Seine markige, grobschlächtige Gestalt wuchs aus der Umgebung kraftvoll empor. Trotz seiner sechzig Jahre war der Rengerbauer noch kerzengerade, die Last der Jahre hatte seinen Körper nicht zu beugen vermocht. Aus dem wetterharten Gesicht sprach Entschlossenheit, Energie, Willensstärke und Trotz. Der Blick irrte nicht ab, wich nicht aus, er war frei und verständig, aber ohne Tiefe der Empfindung. Der Rengerbauer verleugnete seine politische Gesinnung nicht, drum stand er auch mit der deutschen Behörde auf dem Kriegsfuss. Durch seiner Hände Arbeit hatte er sich zu einer angesehenen Stellung emporgearbeitet. Er galt als einer der tüchtigsten und fähigsten Bürger der Gemeinde. Ehrgeiz und sein Selbstbewusstsein waren stark bei ihm entwickelt. Kein Wunder also, dass er, der seit Jahren dem Gemeinderat angehörte, beim Tode des Atlbürgermeisters gehofft hatte, zur Würde des Bürgermeisters aufzurücken. Er hatte auch die Mehrheit der Gemeinderatsmitglieder für sich, aber seine Wahl wurde von der Kreisdirektion nicht bestätigt. Seither wuchs sein Hass gegen alles, was deutsch hiess. Im Ehrgefühl tief gekränkt und schwer beleidigt, zog er sich daraufhin von der Dorfpolitik zurück.

Im Osten lichtete es sich. Ein fahles Gelb stieg höher und höher und warf seinen Lichtglanz auf das noch im Halbdunkel liegende Dorf und den nahen Rebberg. Ein wunderbarer Regenbogen zog sich nach der Regennacht über den West-

himmel, und gleich darauf war die Sonne wieder im grauen Gewölk versteckt. Der Nordost fing schärfer an zu wehen und führte nasskalte Regenschauer mit sich. Eine missmutige Stimmung hielt die Natur gefangen und ergriff auch den Rengerbauer. Er dachte an seinen Sohn Sepp, der heute zur Musterung musste. Was sie wohl mit ihm machen würden? Unwillkürlich ballte er die Fäuste beim Gedanken, dass sie ihn zu einem Truppenteil ausheben würden. Schliesslich noch zur Garde? Nach Berlin? Nein, es durfte nicht sein! Dafür wollte er schon sorgen. Als er den Hof wieder betreten hatte, war die Fuhre schon vorgespannt. Mit prüfendem Blick überflog er die Ladung, die aus zum Verkauf bestimmten Milchschweinen bestand, ordnete da und dort noch etwas an und trat darauf ins Haus. Vom Ende des Dorfes klang lautes Singen herüber. Conscritslieder waren es, begleitet von hellen, scharfen Klängen. Einen Augenblick horchte der Rengerbauer auf, dann betrat er mit wutverzerrtem Gesicht die Wohnstube, wo seine Frau und Tochter bereits zu Tische sassen.

Besorgt sahen beide nach dem eintretenden Vater, der sich wortlos an den Tisch setzte. Die Tochter trug das Frühstück auf. «Ist der Sepp fort?» fragte der Bauer, ohne den Kopf zu heben. «Drüben im «Weissen Rössel» ist er mit den anderen seiner Klasse», entgegnete ihm seine Frau und setzte, als der Rengerbauer keine Antwort darauf gab, sondern vor sich hinbrütete, nach einer kleinen Weile hinzu: «Meinst du, dass sie ihn nehmen werden?» «Den werden sie nicht nehmen!» ereiferte sich jetzt das Töchterchen. «Der kommt sicher zur Garde! Solch ein schlanker, gesunder, sauberer Bursche, wie der Sepp einer ist, den nicht nehmen, das wäre gelacht!» Vor den vernichtenden Blicken des Vaters hielt das Mädchen plötzlich inne. Auch die Bäuerin schwieg. «Macht euch fertig, es ist Zeit, dass wir fortkommen!» knurrte der Bauer, trank auf einen Zug die Tasse Kaffee hinunter und verliess das Zimmer.

«Das hättest du nicht sagen sollen. Du weisst, wie der Vater ist!» sagte die Mutter mit strafendem Blick und räumte den Tisch ab. Eine halbe Stunde später rollte die Fuhre zum Dorf hinaus. Auf der Landstrasse überholte der Rengerbauer, der selbst lenkte und seine Frau und Tochter mit zur Stadt nahm, einen Trupp übermütiger Burschen, der lärmend und singend die Strasse entlang zog. Auch der Sepp war dabei. Vor dem Zuge her lief einer mit der Fahne und einer mit dem Tambourstock. Hüte flogen, Tücher wurden geschwenkt, Tambourstock und Fahne wirbelten hoch durch die Luft, Klarinetten schrien, Pistons schmetterten, begleitet vom Humba-Humba-Humbaba. Buben und Mädels jauchzten, in den erhitzten Köpfen der Conscrits wirkte der übermässig genossene Wein. «Nach der Musterung im Lamm!» schrie der Sepp den Seinen zu. Aber ohne diesen eines Blickes zu würdigen, schlug der Bauer auf die Pferde ein, dass diese sich wild aufbäumten und dann wie gehetzt davonjagten.

*

Die Ernte war in vollem Gange. Nach einer Reihe heisser Tage hatte sich der Himmel mit schwarzem Gewölk überzogen. Schon hörte man in der Ferne das dumpfe Grollen des nahenden Gewitters. Es galt, die Frucht trocken unter Dach zu bringen, drum herrschte auf dem Felde eine fieberhafte Emsigkeit. Wagen fuhren hochbeladen heim, andere rollten leer ins Feld. Eben brachte auch der junge Renger den letzten Wagen vor dem heranziehenden Gewitter in die weitgeöffnete Scheune, wo der Knecht ihn mit der Neuigkeit überraschte, dass für Sepp der Gestellungsbefehl gekommen sei und dass der alte Rengerbauer darob ausser Rand und Band wäre, nachdem kurz vorher erst der junge Hartleben um die Hand der Jeanne angehalten hatte und so bös angekommen war.

Als Sepp das Haus betrat, sah er Mutter und Schwester mit verweinten Augen. Von dem Vater war keine Spur zu sehen. Aus der Küche drang der Geruch vom angebrannten Essen in die Stube. «Ich weiss alles, Jeanne», sagte Sepp teilnahmsvoll zu der betrübten Schwester. «Aber nur den Kopf nicht hängen lassen. Es wird alles wieder gut werden. Nach Regen kommt Sonnenschein!» «Oh, du kennst den Vater mit seinem harten Schädel nicht!» antwortete Jeanne und brach in neues Schluchzen aus. Sepp streichelte ihr besänftigend die Haare und meinte: «Aber warum kam der Hartleben auch gerade zu solch unpassender Zeit? Hättest du ihm nicht vorher mitteilen können, dass das Barometer auf Sturm zeigt?» «Der Charles hat heute früh seine Anstellung als Gerichtsaktuar erhalten und in seiner grenzenlosen Freude wusste er nichts Eiligeres zu tun, als dem Vater sein Geheimnis preiszugeben. Ich konnte ihn nicht abahlten, war ich doch, wie du weisst, zur selben Zeit nicht im Hause.»

In diesem Augenblick betrat der Vater die Wohnung. Sein Gesicht war bleich, die Augen waren blutunterlaufen, und die Nasenflügel bebten: «Dein Gestellungsbefehl ist gekommen!» knurrte er und warf das Schriftstück auf den Tisch. Sepp richtete seinen Blick darauf. «Am 4. Oktober . . .», sagte er. «Du gehst nicht!» warf der Rengerbauer ein. Sepp sah den Vater erstaunt an. «Wie?» sagte er nur. «Du gehst nicht nach Berlin! Du wirst überhaupt nicht Soldat bei den Preussen! Ich gebe es nicht zu!»

H. Bacher Höllingen

«Ja, aber —» «Kein Aber!» gebot der Alte. «Aber Vater, das kann doch nicht dein Ernst sein, was du da sagtest. Bedenke doch!» flehte der Sohn. Jener aber fuhr fort: «Ich habe alles bedacht, reiflich bedacht und überlegt. Du gehst über die Grenze.» Der Alte zuckte mit keiner Wimper. «Aber Vater, ich soll mein Dorf, meine Heimat verlassen? Dieser zwei Dienstjahre wegen mich für mein Leben lang unglücklich machen? Euch, Vater und Mutter, die Jeanne und alles, was mir lieb ist, soll ich niemals mehr in der Heimat wiedersehen dürfen? Vater, das wirst, das darfst du nicht verlangen!» Der Alte blieb aber hart. «Auch Frankreich kann dir zur Heimat werden!» sagte er kalt.

Jäh war der junge Mann vor dieser Gefühllosigkeit, vor dieser eisigen Kälte zurückgeschreckt. Seine Augen starrten wie entgeistert in das Gesicht des Vaters, der noch immer mit vorgebeugtem Oberkörper am Tische stand, die stechenden Augen auf seinen Sohn gerichtet. Er wollte reden, die Lippen bewegten sich zitternd gegeneinander, ein Wort aber brachte er nicht hervor. Die Worte des Vaters klangen ihm so ungeheuerlich, dass er sie nicht zu fassen vermochte. «Du wirst diese Woche noch abreisen. Ich werde dafür sorgen, dass du drüben eine Stellung findest», begann der Rengerbauer von neuem. Wie wenn er sich jetzt erst der ganzen Tragweite des väterlichen Gebotes bewusst geworden wäre, ermannte sich plötzlich der Sohn. In ihm regte sich der männliche Stolz, die Willenskraft, der eigene Wille, der Trotz. «Und wenn ich nicht gehe?» stiess er hervor. «Und dann?» Ein vernichtender Blick traf ihn. Aber der Junge hielt ihm Stand. «Dann fliegst du raus!» donnerte der Alte. «Nur dein grenzenloser Hass gegen alles, was deutsch ist und deutsch heisst, lässt dich so reden! Weil sie dich nicht zum Maire gemacht haben, bist du solch ein Deutschenfresser!» — «Halt's Maul!» schrie der Bauer. «Aber dieser Marotte wegen werde ich den Heimatboden nicht verlassen, die Stätte meiner Kindheit, die mir lieb und teuer geworden ist», fuhr der Sepp unbeirrt fort. Grün vor Zorn stand der Vater da, seine Augen flammten, seine Glieder bebten. Er gurgelte und hustete, und heisser klang seine Stimme, als er aufschrie: «Marotte, sagst du? Marotte?» Und schon hatte der Sepp einen Faustschlag ins Gesicht erhalten,

dass er gegen die Wand taumelte und aus Mund und Nase blutete. Mutter und Tochter schrien auf, der Knecht stürzte herbei. Dem Jungen pochte das Herz, es schäumte die Wut. Aber er bezwang sich und verliess die Wohnung. Draussen aber sang der Sturm sein schauriges Lied, klatschend schlug der Regen an die Fensterscheiben.

*

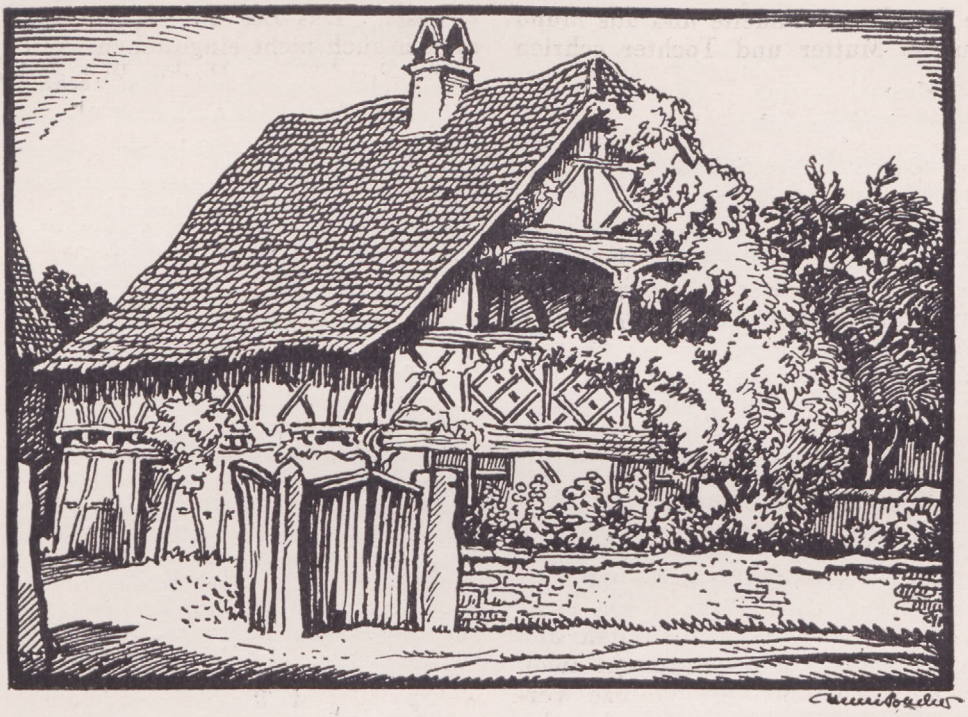
Zwei Jahre später. Auf dem Rengerhofe war es still geworden. Seitdem der Sepp vom Hofe fortging, hatte sich vieles geändert. Die Rengerbäuerin hatte man zur letzten Ruhe getragen. Sorge und Kummer um den Zwist zwischen Vater und Sohn, die täglichen Aufregungen und erregten Szenen hatten sie früh ins Grab gebracht. Auch Jeanne war nicht mehr auf dem Hofe. Sie hatte es bei dem händelsüchtigen, finsteren Vater nicht mehr auszuhalten vermocht. Sie war der Stimme ihres Herzens gefolgt, mit dem jungen Hartleben, dessen Eltern von einer Heirat ebenfalls nicht viel wissen wollten und seit der Abweisung ihres Sohnes erst recht nicht, plötzlich und heimlich über die Grenze verschwunden. Dort hatte sie sich mit Charles, der in einem französischen Handelshause als deutscher Korrespondent eine einträgliche Stelle fand, verehelicht, nachdem ihr ihr Bruder Sepp die erforderlichen Papiere besorgt hatte, und lebte nun in glücklicher Ehe. Der Rengerbauer schaltete auf seinem Hofe mit fremden Kräften. Da er immer unverträglicher und unwirscher geworden war, hielt von seinem Gesinde es niemand lange bei ihm aus. Er wechselte sehr oft seine Arbeitskräfte, und die Wirtschaft bot nicht mehr das blühende, gedeihliche Aussehen wie ehedem. Von seinem Sohne wusste der Rengerbauer so gut wie nichts, da er dessen Briefe, die anfangs sehr zahlreich bei ihm eingingen, immer ungeöffnet zurückgehen liess. Er verweigerte die Annahme. Mit der Zeit blieben die Briefe dann ganz aus. Der Alte wurde immer wortkarger und immer einsamer. Er pflegte mit niemand mehr Verkehr, zog sich ganz in sich selbst zurück und hatte nur noch Sinn für seine Aecker und die Befriedigung seines Hasses. Manchmal aber war er doch von Zweifeln zerrüttet und zerfressen. Und aus dem blassen, verhärmten Gesicht mit den todtraurigen Augen, in das schwere Arbeit, bitteres Herzeleid ihre Züge eingegraben hatten, sprach die furchtbare Anklage: «Bauer, das hast du verschuldet!»

Seine Frau hatte er unter den Boden gebracht, die Tochter von Haus und Hof vertrieben, nachdem er ihr unerträglichen Kummer verursacht hatte, den sie mit Geduld, mit Schweigen trug wie eine Heldin. Und dann das Bild des Sohnes. Wie war die Hoffnung so froh, so schön gewesen! Das Los des Sepp hatte er, wenn er es sich auch nicht eingestehen wollte, doch nicht verwinden können. Herbes Weh zerriss sein hartes Vaterherz alle Mal, wenn er daran dachte. Früher, wo seine Angehörigen noch um ihn waren, hatte er das Glück nicht zu schätzen gewusst. Aber jetzt in diesen schweren Stunden des Allein- und Verlassenseins, da fühlte er es, dass sie doch ein Stück von seinem Eigen waren. Eine dumpfe Verbitterung bemächtigte sich seiner mehr und mehr. Er spürte die Leere, die in ihm gähnte. Er hatte Kinder und doch keine. Er fühlte, dass sein Schaffen und Schuften zwecklos war und verfluchte sich und sein Schicksal. Aber der Hass und der beleidigte Stolz war doch stärker als die Liebe und das Band der Familie und trug den Sieg davon.

*

Der Weltkrieg brach aus und suchte unser Heimatland heim. Die Grenzlandtragik wirkte sich furchtbar aus. Es ist Nacht. Gespenstig irrt der Silberschein des Mondes über die vielen Gewehrpyramiden, über die am Boden hingekauerten, fröstelnden, angehenden Frontsoldaten. Wie unruhig ist doch ihr Schlaf! Aus der Ferne hört man schon das Grollen der Geschütze. Der Zufall hatte es gewollt, dass der Truppenteil, in welchem der Unteroffizier Renger diente, auf dem Vormarsch nach der Front durch sein Heimatdorf kam und zum Teil im Hause seines Vaters einquartiert wurde. Alle von Sepp bei dieser Gelegenheit angebahnten Versöhnungsversuche blieben aber erfolglos, ja, der Vater hatte sich infolge der Missachtung seines väterlichen Willens und der deutschen Kriegserklärung so sehr in seinen Grimm verbissen, dass er sich selbst nicht mehr kannte. Es war ihm nicht beizukommen, wie sehr Sepp auch versucht hatte, den Vater umzustimmen. «Vater», hatte er gesagt, «lass Frieden zwischen uns sein, Frieden nach den langen Jahren der Zwietracht; wer weiss, ob wir uns wieder sehen?» Aber der Vater hörte nicht und wollte nicht hören. «Vater, wer weiss, ob dein Sohn, der Sepp, nochmals zurückkehrt aus dem blutigen Krieg. Deshalb lasse uns wenigstens nicht böse auseinandergehen. Hier ist meine Hand!» flehte der Sohn erneut. Einen Augenblick schwankte der Alte, und seine starren Augen nahmen einen friedlicheren Ausdruck an. Aber nur für einen Augenblick. Dann klang es hart von seinen Lippen: «Ich habe keinen Sohn mehr!» Sepp zuckte zusammen und liess die ausgestreckte Hand wieder sinken. Wortlos wandte er sich ab. Aber als er mit sich allein war, vergoss er bittere Tränen. Er kam sich vor wie ein Verfluchter.

Eine Anzahl Soldaten hatte sich in der Scheune



Altes Häuschen in Bläsheim

des Rengerbauers häuslich eingerichtet. Die Nacht war hereingebrochen, eine milde, laue Augustnacht. Rundum lag alles in tiefstem Schweigen. Ab und zu bellte irgendwo ein Hund, von Zeit zu Zeit hörte man vom nahen Kirchturm das Anschlagen der Uhr. In dieser unheilvollen Nacht brachte den alten, halb irrsinnigen Renger der blinde Hass gegen die Deutschen so weit, dass er aus einer Gewehrpyramide im Hofe Gewehre herausnahm, um sie im Garten zu zerbrechen und zu vergraben. Ueber dieser Arbeit wurde er jedoch von einem der umherpatrouillierenden Posten ertappt, zur Rede gestellt und dem Vorgesetzten gemeldet. All der Hass, all die Geringschätzung, die Renger jahrelang in seiner Seele genährt hatte, blitzte jetzt aus seinen Augen, als er dem Offizier auf die Frage, ob und warum er die unsinnige Tat begangen hätte, antwortete: «Ja, ich hab's getan! Hab's getan aus Rache für das, was ihr mir angetan, aus Hass gegen euch!» Daraufhin wurde Renger abgeführt, um dem Kriegsgericht überantwortet zu werden. Niemand hatte den Schrei gehört, diesen furchtbaren Schrei, den Sepp ausgestossen hatte. Wie ein Gerichteter wankte er dem Garten zu. Wenige Minuten später krachte ein Schuss durch die Nacht. . . Sepp hatte sein junges Leben ausgehaucht.

Nach vier Jahren grauenvollen Blutvergiessens ging das Morden zu Ende. Beim Einzuge der Franzosen kehrte auch Jeanne mit ihrem Manne wieder ins Elsass zurück. Sie hatten erfahren, dass der alte Rengerbauer in der Internierung gestorben war und dass Sepp in der Verzweiflung sich den Tod gegeben hatte. Furchtbar war das Leid, furchtbar das Schicksal, das über den väterlichen Hof hereingebrochen war. Dort, wo einst der stolze Rengerhof gestanden hatte, der Stolz und die Freude seiner Besitzer, starrten rauchgeschwärzte Ruinen anklagend in den hellen Tag. Aber mit der vom Kriegsschadenamt bezahlten Entschädigung bauten Jeanne und Charles den väterlichen Hof wieder auf, wo sie nun in glücklicher Ehe, umgeben von einer blühenden Kinderschar, dem bäuerlichen Berufe obliegen.

Vogesen-Wanderungen

Lützelburg — Kempel — Hub — Obersteigen — Romansweiler

Gehzeit: 6 Std.

a) Lützelburg — Kempel. 2½ Std.

Markierung: Blauer Strich, dann rot-weiss-rot.

Vom Bahnhof rechts abwärts in den Ort. Nach 5 Min. beim Hôtel des Vosges Strasse rechts und bald dem Pfad rechts aufwärts folgen. Nach 15 Min. Pfad rechts bequem aufwärts in den Wald. Der sehr interessante Pfad führt an den Felsen der Försterwand entlang. Nach 7 Min. Treppe an der Felswand aufwärts, dann durch eine Felsspalte. In 3 Min. auf dem Felsplateau, schöner Blick auf Lützelburg. Hier dem Pfad rechts auf der Höhe folgen. (Links führt ebenfalls blaue Farbe durch das Brunnenthal nach Pfalzburg.) Nach 7 Min. bei einer gefassten Quelle Pfad links aufwärts. Nach 5 Min. auf der Höhe dem breiten Fahrweg rechts eben folgen. Rechts unten auf der Matte die Ruine Lützelburg. Nach 7 Min. trifft man den von Lützelburg kommenden direkten Weg. Markierung: «rot-weiss-rot». Nun Pfad links aufwärts und diesem Zeichen bis zum Kempel folgen. Nach 8 Min. der Strasse links aufwärts folgen. Rechts unten Forsthaus Gewinnwald. In 10 Min. in Hültenhausen (Hultehouse). Bei der Kirche links, dann gleich rechts aufwärts. Bald bei nochmaliger Teilung rechts. Nach 8 Min. dem Pfad geradeaus im Wald folgen. Nach 10 Min. bei Wegeteilung Pfad rechts weiter. (Links «rot-gelb» über Wasserwald nacnh Stambach.) Nach 10 Min. Karrenweg links. (Rechts nach Garburg, Garrebourg.) Bei nochmaliger Teilung rechts. Nach 20 Min. führt links ein Pfad zur Franctireurgrotte. Hier geradeaus weiter. Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts aufwärts. Nach 5 Min. führt rechts ein Pfad zum Dagsburgblick, Bellevue. Nach 3 Min. rechts Pfad, in 2 Min. zum Pfannenfelsen. Schöne Aussicht. Vom Felsen zurück und Pfad rechts abwärts in 10 Min. zum Forsthaus Kempel.

b) Kempel — Obersteigen. 1½ Std.

Markierung: Rot-weiss-rot, gelbes Kreuz, dann blauer Halbmond.

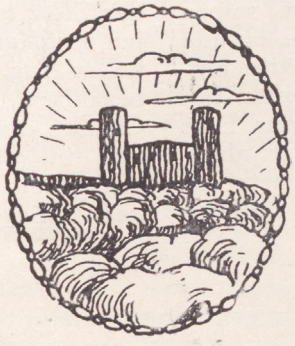
Hier am Zaun entlang, dann Pfad aufwärts. Vereinigung mit dem von Stambach kommenden Weg. Markierung: rot-gelb. Nach 10 Min. bei Wegeteilung links Pfad. Markierung: rot-gelb. (Rechts rot-weiss-rot nach Dagsburg, Dabo, blau-gelb über Hellert nach Sparsbrod und Lützelburg.) Bald links aufwärts. Markierung: gelbes Kreuz. (Rechts führt die rot-gelbe Farbe direkt zur Hub.) Nach 10 Min. auf der Höhe Pfad rechts. Bald bei Teilung geradeaus in wenigen Schritten zum Kühbergfelsen. Vom Felsen zurück, dann bei Teilung rechts über den Rücken des Kühberges. Nach 10 Min. links Pfad abwärts. In 8 Min. bei den ersten Häusern von Hub, La Hoube, links. In 25 Min. durch den Ort, dann Strasse links aufwärts am Restaurant Zollstock vorbei. Markierung: blauer Halbmond. Nach 10 Min. Pfad rechts aufwärts über den Wolfsberg, dann abwärts. Nach 8 Min. Strasse kreuzen und in 10 Min. am Restaurant Goldbrunnen in Obersteigen.

c) Obersteigen — Romansweiler. 2 Std.

Markierung: Rot-weiss-rot.

Vom Restaurant links durch den Ort. Nach 5 Min. rechts in den Wald. Nach 5 Min. Strasse kreuzen und nach weiteren 5 Min. Pfad links abwärts. (Rechts «rot-gelb» über Rotfels und Freudeneck nach Romansweiler). Nach 5 Min. Strasse rechts abwärts. Nach 5 Min. Fahrweg links aufwärts. Nach 5 Min. Pfad rechts abwärts. Nach 3 Min. Strasse kreuzen und Fahrweg aufwärts. Nach 25 Min. Strasse rechts abwärts. Nach 25 Min. beim Forsthaus Fuchsloch der Strasse links folgend in 30 Min. in Romansweiler.

Alfred Gaessler



Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant Belle-Vue.

Buhl (Haut-Rhin). Téléphone 195. Pension. Chambres confortables. Cuisine soignée. Repas à toute heure. Spécialité de vins d'Alsace. Carpes frites. Spécialité de truites au bleu. Jardin d'été. Bière de l'Espérance. Grande nouvelle salle pour Société.

Ernest Brohm.

Restaurant und Luftkurort

Gare Schweighouse **St. Gangolf** près Guebwiller

Berühmter Wallfahrtsort. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehme ruhige Lage am Tannenwald. Pension. Renomierte Küche. Gut gepflegte Weine. Ia Tiger Bock. Spezialität : Tannennhonig mit Butter. Bürabrot mit selbst geräuchtem Speck und Schiefala.

Propr. Xavier Ruf.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême" de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — Ia Oberländer Weine — Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.

Propr.: Xavier Baldenweck.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges.
Propriétaire : J. Lindecker.

Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hananer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation : Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Bürejambon und Bürebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Propr. : **Gustave Kunder** (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Hôtel de la Chaine d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Propr. : Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France, Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité : Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren, Bäderbehandlung, natürliche und künstliche Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie). Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M. 30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air. 400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée de Strengbach ; entouré de forêts de sapins. Centre d'excursion. 25 chambres, 40 lits, comfort moderne. Téléphone La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage. Gute bürgerliche Küche. Confortable Zimmer mit fliessendem Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Gesellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller, französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301. **Propr. Mme. Vonesch-Blecheler**

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse

Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns. Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage — **Mulhouse** — Chaussée de Dornach